



Die Kunst des XIX. Jahrhunderts und der Gegenwart

Haack, Friedrich

Esslingen a. N., 1922

Die Völker deutscher Zunge (Piloty, Makart, Max, Defregger, Vantier, Knaus, Lenbach, Diez, Wilhelm Busch; die Berliner: Anton von Werner; die Soldaten- und Schlachtenmaler: Faber du Faur - die ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82187](http://urn.nbn.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:hbz:466:1-82187)

vielen Frauen, Gattinnen, Bräuten, Töchtern, Müttern, die er unglücklich gemacht hat (Abb. 205). Der unglückselige Künstler selbst aber ist schließlich in Wahnsinn verfallen und im Wahnsinn verschieden.

Die Völker deutscher Zunge

Einige von den flämischen Hauptwerken der de Bièfve und Gallait erlebten in den Jahren 1842 und 43 einen Triumphzug durch Köln, Berlin, Dresden, Wien, München, Stuttgart, Frankfurt, kurz durch ganz Deutschland — durch ganz Deutschland, wo bisher eitel Gedankenkunst geherrscht hatte. „Hier sehen wir Menschen vor uns und eine Wirklichkeit, die bis an die Illusion reicht.“ So rief damals vor den flämischen Bildern selbst ein Jakob Burckhardt aus, der doch fürwahr in Italien unter den alten Meistern Künstler kennen gelernt hatte, die (von anderen Vorzügen ganz abgesehen) über eine ganz andere Fähigkeit verfügen, Illusion zu erzeugen! Wenn sich so selbst die Besten blenden ließen oder, geschichtlich richtiger ausgedrückt, in den flämischen Bildern ausschließlich den koloristischen Fortschritt gegenüber der deutschen Gedankenkunst sahen, so war es kein Wunder, daß damals Künstler und Publikum den Belgieren zujubelten. Ein vollkommener Umschwung, eine Umwertung aller Werte trat ein. Nicht mehr Rom, sondern Antwerpen oder noch besser Paris hieß nunmehr das Wanderziel des jungen deutschen Malers, der in die Fremde hinauspilgerte. Arnold Böcklin war der erste der Künstler seiner Generation, die in Antwerpen und Paris studierten¹²⁶). Immerhin wurde der Sieg des Kolorismus nicht auf der ganzen Linie in Deutschland errungen. Es fehlte nicht an Männern, die ihm gegenüber die Gedankenkunst als die deutsche verteidigten. Dazu gehörten z. B. der Bildhauer Hähnel in Dresden, der Maler Moritz von Schwind in München. Und nicht mit Unrecht! — Die Gedankenkunst, wie sie in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts geblüht hatte, hat bei all ihrer technischen Unzulänglichkeit dennoch viel vom Besten und Tiefsten deutschen Geistes ans Licht gefördert. Der Kolorismus dagegen, der bei uns in den vierziger Jahren, mithin ein Menschenalter später als in Frankreich, einsetzte, war — einstweilen wenigstens — hauptsächlich fremder Import, unmittelbar aus Belgien, mittelbar aus Frankreich. Es ist eine kunstgeschichtlich denkwürdige, für uns Deutsche gleich charakteristische wie beschämende Tatsache, daß man sich damals ungleich mehr an den ausländischen, äußerlich glänzenden, aber innerlich häufig hohlen Kolorismus anschloß, als an die bescheidene, aber gediegene malerische Kultur, die sich doch auch in Deutschland im Zeitalter der Gedankenkunst angesetzt hatte. Abgesehen von der bei uns zu allen Zeiten üblichen Vergötterung des Auslandes lag dies wohl auch daran, daß sich das Publikum während eines halben Jahrhunderts daran gewöhnt hatte, vornehmlich, wenn nicht ausschließlich, das Inhaltliche eines Bildes ins Auge zu fassen, und daher nun den Malern zujubelte, die es verstanden, scharf zugespitzten Inhalt mit äußerem Farbenglanz vorzutragen, was gerade für die Belgier und die Franzosen zutraf, während die deutschen Koloristen der verflossenen Epoche es weder auf äußeren Glanz noch bedeutenden Inhalt, sondern lediglich auf Naturwahrheit abgesehen hatten. Auf einen Spitzweg wurde vom Standpunkt der „hohen Kunst“ fast mitleidig lächelnd herabgesehen. Vor allem aber lag es am Geist der ganzen Zeit. Das koloristisch behandelte Historienbild ward eben damals ganz einfach, kurz und grob gesagt, Mode.

Zur allgemeinen Zeitbestimmung sei bemerkt, daß die deutschen Künstler, denen wir die folgenden Betrachtungen widmen, durchweg frühestens im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, diejenigen dagegen, von denen in den bisherigen Kapiteln die Rede war, bereits in den vorhergehenden Jahrzehnten das Licht der Welt erblickt haben.

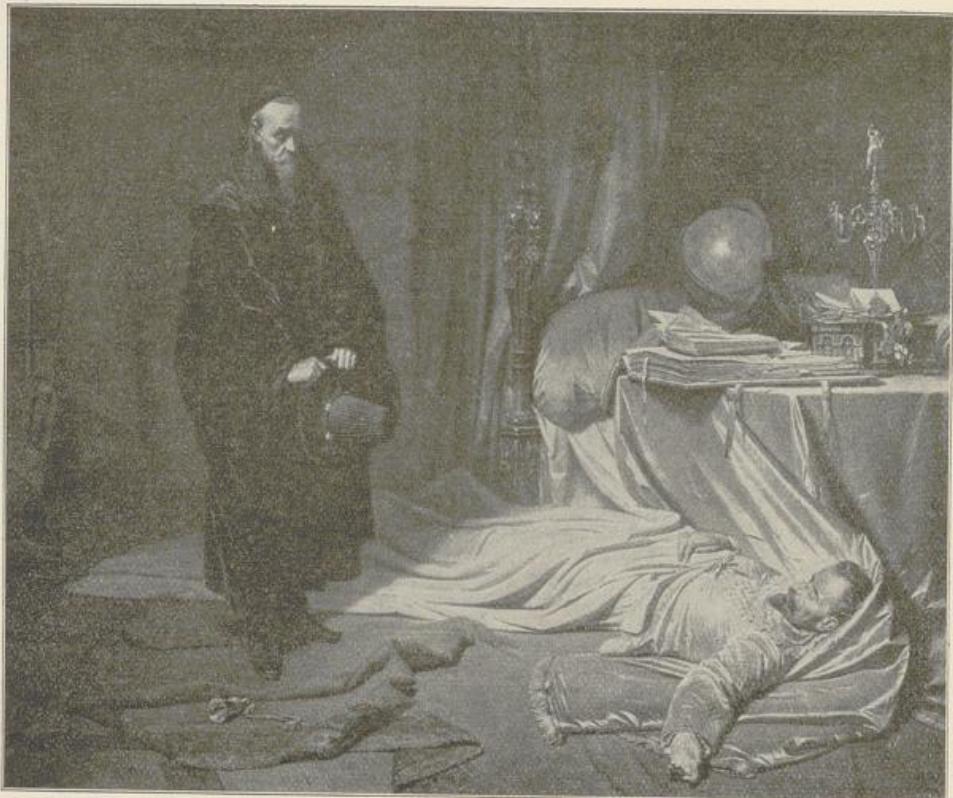


Abb. 206 Seni an der Leiche Wallensteins von Karl Piloty München, Neue Pinakothek
(Nach einer Photographie im Verlag von Piloty & Löble, München)

Zum Hauptsitz des Kolorismus innerhalb Deutschlands ward München, der erste bedeutende Vertreter dieser Richtung *Karl Piloty* (1826—86)¹²⁷), ein geborener Münchener, aber der Abstammung nach Halbitaliener, wie es seinerzeit der Berliner Genelli gewesen war. Als Sohn eines Lithographen, der Pinakothekgemälde vervielfältigte, kam Piloty schon als Knabe mit den klassischen Meistern des glänzenden Kolorits in Berührung. Von seinem Schwager *Karl Schorn* (geb. Düsseldorf 1803, gest. in München 1850), dem Maler der Sintflut in der Neuen Pinakothek, wurde sein Auftreten gleichsam vorbereitet und er selbst in seinen koloristischen Neigungen bestärkt. Reisen nach Venedig und Paris, den Stätten des höchsten vergangenen und zeitgenössischen Kolorismus, führten seine Bildung zum Abschluß. Der ernste düstere, feurige, leidenschaftliche Piloty ähnelte menschlich und künstlerisch am meisten dem Franzosen Delaroche. Wie dieser malte er bestimmte geschichtliche Ereignisse, häufig grausiger Art — für die damalige Zeit in einem geradezu glänzenden Kolorit und von erstaunlicher stofflicher Wahrheit. Er suchte dabei Anschluß an die Venezianer und an Rubens, blieb aber in Wirklichkeit sogar hinter Delaroche an Feinheit des Tones und der Auffassung beträchtlich zurück. Sein „Seni vor der Leiche Wallensteins“ (Abb. 206) hat nach Idee, Auffassung und Wirkungsmittel eine verzweifelte Ähnlichkeit mit Delaroches „Ermordung des Herzogs von Guise“. Hier wie dort liegt sogar der Tote in ähnlicher Haltung am Boden, in den Tuchfalten verfangen. Diese Falten in diesem Teppich hat man seinerzeit gewaltig angestaunt. Sie haben sogar Veranlassung zu der Künstler-

anekdote gegeben, Piloty habe sich lange Zeit vergeblich abgemüht, den Teppich des Stillebens, das als Modell diente, in die richtigen Falten zu bringen, als eines Tages König Ludwig die Werkstatt des Malers betreten und sich dabei in den Falten des Teppichs verfangen habe. Er wollte sich bei Piloty entschuldigen, doch dieser rief ganz beglückt aus: „Majestät — meinen alleruntertägisten Dank, jetzt endlich ist meine Draperie gelungen.“ Die Geschichte zeigt, worauf man Wert legte. Das Beiwerk drängt sich in der Tat auf dem Bilde übermäßig vor. Außerdem ist die Fleckverteilung wahrhaftig nicht vornehm. Sogar in der Abbildung erkennt man den speckigen Glanz der Lichter auf Senis schwarzem Gelehrtentalar. Und dennoch! — wer wollte sich selbst heutzutage dem packenden Eindruck des Originals in der Neuen Pinakothek zu München ganz entziehen?! — Wie muß es aber damals erst gewirkt haben! — Zu der unleugbaren Wirkung, mit der die Lotrechte auf die Wagrechte trifft, der schlicht und schwarz gekleidete lebendige Seni auf den toten Wallenstein im hellen kostbaren Gewand, umgeben von buntfarbigem Prachtgerät, kam für die damalige Zeit der künstlerische Reiz des Kolorits hinzu. Die Stimmungskraft dieses Bildes hat Piloty wohl nie wieder erreicht, geschweige denn übertrffen. In dem anderen Pinakotheksbilde „Thusnelda im Triumphzuge des Germanikus“ offenbart Piloty seine weitere Gabe, eine beträchtliche Anzahl von Gestalten in Lebensgröße auf der Leinwand in Form, Farbe und Beleuchtung einheitlich zu gruppieren (Abb. 207). Es handelt sich um ausgesprochene Gegensätze zwischen Römern und Germanen, Siegern und Besiegten, hohler äußerer Prachtentfaltung und innerer schlichter Größe, römischer Mätressenwirtschaft und deutscher Frauenreinheit. Die mit den Waffen Besiegten erweisen sich als die geistig und sittlich höher Stehenden. Thusnelda, im Mittelpunkt des Bildes, nur von ihrem Knaben überschnitten, der sich furchtsam an sie schmiegt, beherrscht wie eine Königin das Ganze. Dazu kommen noch allerlei Anspielungen und Beziehungen besonderer Art hinzu. Der Kaiser muß sich dem Triumphator gegenüber, dem alle Kränze zufliegen, alle Hände und Herzen zufielen, von einem erbärmlichen Gefühl seines Nichts durchbohrt fühlen. Dabei erschauert er auf seinem Throne neben seinem aus verschiedenen Rasseschönheiten zusammengesetzten Harem vor der Unnahbarkeit und sittlichen Hoheit des deutschen Weibes. Die ganze Auffassung muß dem Deutschen schmeicheln, aber in Wirklichkeit dürfte sich der Triumphzug schwerlich so vollzogen haben. Auch hier ist das Beiwerk nicht gespart: Der Triumphzug geht auf dem Bilde nicht wie im Leben, sondern wie auf der Bühne vor sich. Die Theaterauffassung, die schon den Durchschnitt der Düsseldorfer Romantik gekennzeichnet hatte, erscheint bei Piloty und seiner Schule in verstärktem Maße wieder. Schwind hatte so unrecht nicht, wenn er die „gemalten Unglücksfälle“ und die ganze „Stulpenstiefmalerei“ seines Kollegen Piloty, der Kaulbachs Nachfolger als Münchener Akademiedirektor wurde, verspottete und der Überzeugung lebte, daß sein künstlerisches Ideal, der altniederländische Meister Hans Memling, der Maler des Münchener Sieben-Freuden-Mariä-Bildes, doch noch unvergleichlich bessere Stulpenstiefel gemalt hätte. Allein Schwind übersah dabei, daß Piloty ihm und den Gedankenkünstlern seines Schlages gegenüber innerhalb der Entwicklung der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts einen technischen, koloristischen Fortschritt verkörpert. Die Schwind und Cornelius mußten damals vor denen um Piloty, die Gedankenkünstler vor den Koloristen weit zurücktreten. Aber heute hat sich das Blatt wieder gewendet. Schwind ist zu frischem, neuem und unvergänglichem Leben erwacht, weil er eine eigene Welt in sich trug, Piloty ist vergessen, da er höchstens eine Aufgabe in der Entwicklung der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts zu erfüllen hatte.

Pilotys Hauptbedeutung besteht in der großen schulbildenden Kraft, die er entfaltete. Er war als Lehrer ungleich befähigter denn als frei schaffender Künstler.

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. I. 6. Aufl.

Weil er selbst keine übermächtige Individualität besaß, konnte er sie auch niemandem aufdrängen. Er ließ jeden in seiner Art gewähren und suchte ihn darin nur so weit als möglich zu fördern. So kommt es, daß Maler der verschiedenartigsten Richtungen, mehrere von weit höherer Begabung als der Meister selber, aus seiner Werkstatt hervorgingen, von denen einige bis nahe an die Gegenwart mit ihrem Schaffen heranreichen. Besonders auf den Osten, den slawischen wie den deutschen, auf Deutsch-Österreicher, Ungarn, Böhmen, Polen, Russen, hat Piloty mit seiner glänzenden Kunst bedeutenden Einfluß ausgeübt, so auf *Julius Benczur* (geb. 1844), den nachmaligen Direktor der Budapester Kunstakademie; *Wenzel Brozik* (geb. 1851, gest. 1901), den Maler des schönen, in lichten, bunten Tönen gehaltenen Bildes der Gesandtschaft des Königs Wladislaw in der Berliner Nationalgalerie; den aus Ungarn gebürtigen Pferdemaler und Dichterillustrator *Alexander Liezen-Mayer* (1839—98); den Russen *Heinrich Siemiradzki* (1842—1902), neben dem der Direktor der Kunstschule zu Krakau *Jan Matejko* (1838—93) als hervorragender polnischer Maler zu nennen ist. Für die Polen war überhaupt, wie Paris, so auch München Kunsthauptstadt und Kunsthochschule. Aber mit unerschütterlicher Anhänglichkeit an ihr wahres Vaterland vergaßen sie nie, neben der Ortsbezeichnung „München“ mit einem Bindestrich noch „Warschau“ oder sonst einen polnischen Ortsnamen dem Urhebernamen auf ihren Bildern hinzuzufügen, und stellten stets als gesonderte Gruppe „Polen“, nicht als Münchener Künstler aus. (Wir Deutsche dagegen in ähnlicher Lage?!) —

Auch der berühmteste Künstler, der aus Pilotys Werkstatt hervorgehen und die Augen der ganzen Welt auf sich lenken sollte, stammte aus dem Osten, er aber aus dem deutschen Osten: *Hans Makart* wurde im Jahre 1840 zu Salzburg geboren. Makart stellt nicht nur eine höchste Steigerung des von Piloty Beabsichtigten und Erreichten dar, sondern er strebte von vornherein über dessen Ziele hinaus. Er vertritt unter den tonangebenden deutschen Malern des 19. Jahrhunderts eine neue Grundauffassung. Cornelius hatte den von Antike und Christentum gleicherweise beeinflußten, sonst von Volk und Zeit abstrahierten Kulturmenschen in seinem höchsten Streben, seinen tiefsten Gedanken und innersten Empfindungen mittelst des knappsten künstlerischen Ausdrucksmittels, des Bleistift- oder Kohlestriches, auf den Karton gebannt. Er hatte ausschließlich gedankliche, kompositionelle und lineare Wirkungen im Auge. Kaulbach hatte den zeitlich und örtlich bedingten Kulturmenschen ins Auge gefaßt, das Wirken großer geschichtlicher Ereignisse, das Wesen ganzer Epochen auszuschöpfen versucht. Zum Cornelianschen Kompositions- und Linienreiz, den er nicht zu erreichen vermochte, hatte er eine süßliche und unwahre Färbung hinzugefügt, die jenen erhöhen sollte. Piloty kümmerte sich weder um Cornelius' noch um Kaulbachs Philosophie. Er malte geschichtliche Ereignisse, meist grausiger Art, mit starker Betonung der Zeittracht, der Umwelt, des gesamten Beiwerks. Piloty malte wirklich. Er zeichnete nicht nur wie Cornelius, er kolorierte nicht nur zeichnerisch gedachte Kartons wie Kaulbach, sondern er malte seine Helden, d. h. seine in alte Prachtkostüme gesteckten Modelle, Farbenfläche für Farbenfläche, Ton für Ton nach der Natur so genau ab, wie er dies mit redlichem Bemühen den großen Alten in der Münchener Pinakothek und auf Reisen abgelernt hatte. Der Salzburger Hausmeisterssohn Makart trat auf den Plan der Kunst, ohne auch nur von den geringsten historischen und philosophischen Ideen beschwert zu sein, dafür aber von einer aufs höchste entwickelten künstlerischen Sinnlichkeit erfüllt. Er hatte vom Gedankenkünstler schlechterdings auch nicht einen einzigen Tropfen in seinem Blut. Er war jeder Zoll bildender Künstler, Künstler schlechthin, Maler, Kolorist, Farbenvisionär. Sein ganzes Schaffen ist eine einzige große Farbensymphonie, um nicht zu sagen eine einzige Farbenorgie gewesen. Ihm kam es auch nicht im geringsten auf



Abb. 207 Thunelda im Triumphzug des Germanicus von Karl Piloty München, Neue Pinakothek
(Nach Photographie von Franz Hanstaengl, München)
(Zu Seite 257)

das dargestellte Was, sondern lediglich auf das farbige Wie an. Den Hauptton seiner Palette bildet das strahlende, blühende, berückende Gelb-Rosa der Hautfarbe des Weibes, das durch glänzendes Gold und tiefes Rot um so kräftiger hervorgehoben wird. Makart hat gelegentlich wie sein Lehrer Piloty geschichtliche Ereignisse gemalt, aber nicht der geschichtlichen Ereignisse, sondern der farbigen Erscheinung halber, wie die Katharina Cornaro (Berliner Nationalgalerie), die Pest in Florenz oder den Einzug Karls V. in Antwerpen (Abb. 208). Eine Stelle im Tagebuch Albrecht Dürers sollte den äußeren Anhaltspunkt dazu bieten. Die edle Mannesgestalt Dürers, des Fremdlings vom fernen, stillen Pegnitzstrand, ragt auch auf dem Makartschen Bilde (links, unterhalb der Brüstung) als die des einzigen ernsten Zuschauers in den tollen Festesjubel an der Schelde herein. Dürers Figur allein bildet eine starre Lotrechte innerhalb der bunt und wild bewegten Komposition, die aus lauter geschwungenen Linien besteht. Neben den nackten Frauen, welche den Kaiser Karl, indem sie ihn glänzend umrahmen, kompositionell kräftig hervorheben, hat Makart in kluger Berechnung der Wirkung andere Frauen in farbenprächtigen Prunkgewändern gemalt und wieder andere, die halbenthüllt und nur von Schleieren, die mehr durchscheinen lassen als verhüllen, umweht und umwallt sind. Die Weiber überwiegen durchaus. Und die Männer sind keine kriegerischen Gestalten, sondern lüsterne Jünglinge und gewiegte Lebemänner. Es ist ein üppiges Hin und Her von wild begehrenden und süß verheißungsvollen Blicken, dazu die Pracht der Gewänder, der Reichtum der Einzugsdekoration mit den charakteristischen, von unserem Künstler erfundenen und nach ihm benannten „Makartbuketts“ und — die Farbe! — In diesem Werke sprach sich Makarts ganze Art am erschöpfendsten aus. Sehr bezeichnend sind auch seine Allegorien, wie die beiden Abundantia genannten Bilder in München, der Sommer in Dresden, der Frühling, die fünf Sinne, die sieben Todsünden, in denen Makart nicht etwa die Allegorie scharf herausarbeitet, vielmehr in Zusammenstellungen von nackten und farbenprächtig gekleideten Frauen, eigentlich lüstern und entartet zugleich wirkenden Kindergestalten, Früchten, Blumen, Girlanden, Stoffen und Architekturen geradezu schwelgt. Makarts künstlerisches Schaffen war der unmittelbare Ausdruck seiner Persönlichkeit. Er hat das Weib nicht nur als Künstler geliebt! — Es gab in Wien eine große Anzahl stolzer, blonder, üppiger Frauen von einer typischen, weniger durchgeistigten, als vielmehr animalischen Schönheit — Frauen, neben denen ihre häufig kleineren und schwächeren Männer beinahe dekadent wirkten. Diesen Typus und im Sinne dieser Art von Frauen scheint Makart gemalt zu haben. Er wurde nach Wien berufen und hat dort ein Leben geführt wie selten ein Sterblicher, reich an Glanz und Ruhm, an Reichtum und Frauenliebe, vor allem aber doch an Arbeit und künstlerischem Schaffen. Seine Ateliers bildeten den Sammelpunkt der vornehmen, reichen, kunstbegeisterten Welt. Wäre die Arbeit nicht gewesen, so ließe sich sein ganzes Leben mit einem einzigen großen Künstlerfest vergleichen. Aber er hat es auch schnell durchbraust. Noch jung an Jahren ist er 1884 zu Wien dem Tode erlegen.

Es besteht ein beträchtlicher Unterschied zwischen Makart und Piloty. Der Schüler war urwüchsiger, unmittelbarer, temperamentvoller, farbengewaltiger — größer. Gemein war ihm mit seinem Lehrer die Betonung des Beiwerks und die Anlehnung an die alten Meister. Während nun Piloty diese schlecht und recht zu erreichen strebte, ohne dazu imstande zu sein, ging Makart in seinen koloristischen Absichten weit über Vlamen und Venezianer hinaus, erschuf er aus sich heraus eine, wenn auch sicherlich nicht bedeutendere, so doch den Venezianern gegenüber völlig selbständige, neue, eigene, einzigartige Kunst. Die Alten haben gewissenhaft gezeichnet und die farbigen Flächen scharf auseinandergehalten. Makart, von Hause aus mit tiefem Naturgefühl und mit einer ausgeprägten Treffsicherheit im



Abb. 208 Der Einzug Karls V. in Antwerpen von Hans Makart Hamburg, Kunsthalle
(Nach Photographie H. O. Michke)



Abb. 209 Ein Geistesgruß von Gabriel Max
(Nach Photographie Hanfstaengl)

der Künstler selbst, so war auch seine Kunst: prächtig, glänzend, berückend, aber im letzten Grunde hohl, leer und ohne die Fähigkeit fortzuzeugen und fortzuwirken. Makarts Kunst ist plötzlich wie ein leuchtendes Meteor emporgestiegen, aber ebenso schnell und spurlos in tiefe Nacht zurückgesunken.

In demselben Jahre 1840, wie Makart, wurde auch *Gabriel Max*¹²⁸⁾ geboren. Max stammt aus Böhmen, aus Prag; und von der Empfindsamkeit des Ostens ist auch er erfüllt. Seine Bilder sind aus Hunderten und Tausenden leicht heraus zu erkennen, denn sein zartes, feinempfundenes Kolorit wirkt wie auf Leichenfarbe gestimmt. Max beschäftigte sich mit Vorliebe mit dem Tode und mit den Toten. Er liebte es, den Tod blühendem Leben gegenüberzustellen. So in der Löwenbraut nach Chamisso's Ballade (Abb. 210): Der Löwe duldet nicht, daß seine Bändigerin einem Manne als Gattin die Hand reicht. Just am Tage, an dem die Hochzeit stattfinden soll, streckt er die Herrin tot zu Boden, legt seine Tatze siegreich auf ihren entseelten herrlichen Leib und schaut dem Bräutigam, der im Begriff steht, die Büchse auf ihn anzulegen, grimmig triumphierend ins Auge. Das Gemälde hat seinerzeit großes Aufsehen erregt. Desgleichen jenes andere, dessen Nachbildung im Vorzimmer vieler Ärzte hing: Der Anatom. Dieser, ein älterer, ernster Mann von prachtvollem Schädelbau, sitzt neben einer lang hingestreckt-

Zeichnen begabt, erwies sich der Natur gegenüber von geringer künstlerischer Gewissenhaftigkeit, er wählte sich aus ihren Erscheinungen nur die für seine Farbensymphonien geeigneten Elemente aus und ließ seine Töne wild und wirr, aber immer mit Geschmack durcheinanderwirbeln. Makart besaß viel vom Genie, wenig von der unbedingten Hochachtung vor der Natur, noch weniger von der Kraft und schlechterdings nichts von der Gesundheit der Alten. Und ein entartetes Geschlecht ist es auch, das sich auf seinen Bildern tummelt. Diese Menschen mit den dunkel umränderten, tiefliegenden Augen, mit den müden oder von heißer Gier lodernden Blicken, mit den schwachen, kraftlosen Armen sind wohl imstande, sich reich und schön zu kleiden, das Leben geschmackvoll zu genießen, den Kelch der Lust bis auf die Neige zu leeren, nicht aber zu arbeiten, zu schaffen und sich zu begeistern! — Und wie seine Gestalten, so war auch



Abb. 210 Die Löwenbraut von Gabriel Max
(Nach Photographie Hanfstaengl)

ten Leiche und zieht zögernd und sinnend das Tuch von dem wunderbaren Körper der jugendlichen Selbstmörderin hinweg. — Indessen blieb Max nicht bei dem Tode stehen, vielmehr beschäftigte er sich als Spiritist und Theosoph mit den Dingen nach dem Tode. Merkwürdig geschickt verstand er es, die spiritistischen Vorstellungen für die Malerei zu verwerten, so in dem Bilde der ekstatischen Jungfrau Katharina Emmerich in der Neuen Pinakothek. Ebenso in dem „Geistesgruß“: Eine hysterische Schwärmerin sitzt am Klavier, ganz in ihr Spiel versunken. Plötzlich taucht eine Geisterhand aus dem Dunkel hervor und berührt sie, die sich erschrocken und beglückt zugleich umwendet, leise an der Schulter. Der Beschreibung nach möchte man vermeinen, es müßte dieses Gemälde eine gezwungene oder gar eine lächerliche Wirkung hervorbringen, aber man braucht nur die Abbildung (Abb. 209) zu betrachten, um sofort eines Besseren belehrt zu werden.

Gabriel Max bewegt sich eben in derartigen Vorstellungskreisen, und woran der Künstler *glaubt*, das kann er auch glaubhaft und überzeugend darstellen, vorausgesetzt, daß er wirklich ein Künstler ist. Wie Gabriel Max sich nicht damit begnügt, den Tod als das Ende aller Dinge zu betrachten, sondern ein Jenseits ahnt und glaubt, so sieht er auch in dem Tier nicht schlechthin die unvernünftige Kreatur, sondern, dem hl. Franziskus vergleichbar, der nach der Überlieferung sogar den Fischen gepredigt haben soll, schreibt er dem Tier eine Seele zu, er vermenschlicht das Tier, namentlich den Affen, und zwar wiederum in so zwingender Weise, daß wir uns beim Anblick seiner Affenbilder unwillkürlich an diese oder jene Menschen erinnern, die wir unter der Maske der Affen wieder zu erkennen glauben (Abb. 212).



Abb. 211 Adagio von Gabriel Max
(Nach Photographie der Photogr. Union, München) (Zu Seite 264)



Abb. 212 Der Affe als Kunstkritiker von Gabriel Max
(Nach Photographie Hanfstaengl)
(Zu Seite 264)



Abb. 213. Selbstbildnis von Franz Defregger
(Nach Muther)

liehen hat: ein greiser Gelehrter hält ein Hündchen, dem er bereits die Augen verbunden hat, in den Händen und steht im Begriff, daran ein Experiment vorzunehmen. Da erscheint ihm eine Göttin mit einer Wage, auf deren einer Schale ein Gehirn, auf der anderen ein Herz liegt. Und siehe da, das Herz wiegt schwerer als der Verstand! —

Es ist ein eigenartiger Künstler, dieser Gabriel Max, bei dem das psychologisch-menschliche und das künstlerisch-technische Interesse gleich stark ausgeprägt sind und dabei restlos ineinander aufgehen. Den reinsten und ungetrübtesten Genuss gewährt er indessen, wenn er keine Behauptungen verficht, sondern seine volle, weiche, schwermütige Empfindung gleichsam in lyrischen Liedern ausströmen lässt. Er führt uns dann in herbstliche Landschaften mit raschelndem und fallendem Laub oder in duftige Vorfrühlingslandschaften, in denen die ersten Blumen sprühen; unter einsamen Birken sitzen schöne, stille, vornehme Menschen mit zarter Gesichtsfarbe und etwas hohlen Augen und schwärmen in die gleichgestimmte Landschaft hinein (Abb. 211).

Der liebenswürdigste und sympathischste Künstler, der aus Pilotys Werkstatt hervorgegangen, ist ohne Zweifel *Franz Defregger*¹²⁹), dem gegenüber der Deutsche, fast wie bei Schwind, von der Kunstrichtung ganz absieht, um in ihm zugleich mit dem Künstler den Menschen, die prachtvolle, kerndeutsche Persönlichkeit zu lieben und zu verehren. Wer im bayerisch-tiroler Gebirg reist und gelegentlich, der gewohnten Unterhaltung der Wirtshausgäste im Herrenstübl überdrüssig, in die sogenannte Schwemme hinabsteigt, staunt bisweilen über die schlanken sehnigen Gestalten und die prachtvollen Köpfe der Einheimischen mit dem schönen Schädelbau, der kühn geschwungenen Nasenlinie, dem edel geformten Mund und den blitzenden Augen, das Haupt von starkem Haupt- und Barthaar umwallt. Solch ein Mann ist Franz Defregger gewesen (Abb. 213). Er wurde tief drin in Tirol auf dem Ederhof zu Stronach, Gemeinde Dölsach, etwas östlich von Lienz am Ostausgang des Pustertales, im Jahre 1835 geboren. In der Kirche zu Dölsach hängt heute ein Bild der heiligen Familie von ihm. Dort auf dem Ederhof wuchs er auf als Sohn des Besitzers, sprang im Sommer barfuß einher, watete im Winter durch tiefen Schnee zu Kirche und Schule, hütete das Vieh und nahm schließlich an jeder

Charakteristisch in dieser Beziehung ist das Bild in der Neuen Pinakothek zu München: „Affen als Kunstrichterkollegium.“ Bezeichnet: „Gab. Max. Kränzchen.“ Auf der Rückseite des von den Affen begafften Bildes steht u. a.: „Gegenstand: Tristan und . . .“ Nun ist in den Köpfen der Affen der ganze blöde Stumpfsinn und die rohe Lusternheit ausgedrückt, womit gewöhnliche Naturen ein Tristan- und Isolde-Bild betrachten mögen. Faßt man die Affen schärfer ins Auge, so vermöchte man die Typen des Gigerls, Philisters und Tugendheuchlers leicht herauszufinden. Zu den Affenkritikerbildern gehört auch unser Gemälde (Abb. 212). — Des Künstlers unbegrenzte Liebe zu den Tieren, die er hegte und pflegte und mit denen er sich umgab, hatte Gabriel Max zum überzeugten und eifrigen Gegner des Versuchs am lebenden Tiere gemacht, welcher Überzeugung er auch in einem seltsamen Bilde Ausdruck verliehen hat: ein greiser Gelehrter hält ein Hündchen, dem er bereits die Augen verbunden hat, in den Händen und steht im Begriff, daran ein Experiment vorzunehmen. Da erscheint ihm eine Göttin mit einer Wage, auf deren einer Schale ein Gehirn, auf der anderen ein Herz liegt. Und siehe da, das Herz wiegt schwerer als der Verstand! —

Es ist ein eigenartiger Künstler, dieser Gabriel Max, bei dem das psychologisch-menschliche und das künstlerisch-technische Interesse gleich stark ausgeprägt sind und dabei restlos ineinander aufgehen. Den reinsten und ungetrübtesten Genuss gewährt er indessen, wenn er keine Behauptungen verficht, sondern seine volle, weiche, schwermütige Empfindung gleichsam in lyrischen Liedern ausströmen lässt. Er führt uns dann in herbstliche Landschaften mit raschelndem und fallendem Laub oder in duftige Vorfrühlingslandschaften, in denen die ersten Blumen sprühen; unter einsamen Birken sitzen schöne, stille, vornehme Menschen mit zarter Gesichtsfarbe und etwas hohlen Augen und schwärmen in die gleichgestimmte Landschaft hinein (Abb. 211).

Der liebenswürdigste und sympathischste Künstler, der aus Pilotys Werkstatt hervorgegangen, ist ohne Zweifel *Franz Defregger*¹²⁹), dem gegenüber der Deutsche, fast wie bei Schwind, von der Kunstrichtung ganz absieht, um in ihm zugleich mit dem Künstler den Menschen, die prachtvolle, kerndeutsche Persönlichkeit zu lieben und zu verehren. Wer im bayerisch-tiroler Gebirg reist und gelegentlich, der gewohnten Unterhaltung der Wirtshausgäste im Herrenstübl überdrüssig, in die sogenannte Schwemme hinabsteigt, staunt bisweilen über die schlanken sehnigen Gestalten und die prachtvollen Köpfe der Einheimischen mit dem schönen Schädelbau, der kühn geschwungenen Nasenlinie, dem edel geformten Mund und den blitzenden Augen, das Haupt von starkem Haupt- und Barthaar umwallt. Solch ein Mann ist Franz Defregger gewesen (Abb. 213). Er wurde tief drin in Tirol auf dem Ederhof zu Stronach, Gemeinde Dölsach, etwas östlich von Lienz am Ostausgang des Pustertales, im Jahre 1835 geboren. In der Kirche zu Dölsach hängt heute ein Bild der heiligen Familie von ihm. Dort auf dem Ederhof wuchs er auf als Sohn des Besitzers, sprang im Sommer barfuß einher, watete im Winter durch tiefen Schnee zu Kirche und Schule, hütete das Vieh und nahm schließlich an jeder



Abb. 214 Plauderei von Franz Defregger
(Nach Photographie Hanfstaengl, München)
(Zu Seite 266 und 267)

Knechtsarbeit teil. Mit 23 Jahren verlor er den Vater und übernahm selber den Hof. So war er ein Mann in gesicherter bürgerlicher Stellung, ehe er überhaupt den Malerberuf einschlug. Die Kunst aber lag ihm als geborenem Tiroler gleichsam im Blut. Die Tiroler zeichnet eben wie schließlich alle Alpenbewohner bajuwarischer Herkunft ausgesprochen künstlerische Veranlagung aus. Bildschnitzen und Theaterspielen, Jodeln und Zitherspielen und das Schnadahüpflnsingen aus dem Stegreif, womit man sich mit blitzartiger Schnelle angreift und verteidigt —



Abb. 215 Tiroler von Franz Defregger
(Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München)

farbig heruntergemalt, von einer gewissen natürlichen Monumentalität der Auffassung. Die Arbeit findet auch heute noch die Anerkennung strenger Kunstrichter. Die Münchener Akademie aber stand damals unter Anschütz, einem Cornelius-Schüler. So stieß Defregger auf die klassizistische Kunst vom Anfang des Jahrhunderts. Sie scheint ihm nicht entsprochen zu haben. Jedenfalls sah er sich nach damaliger deutscher Malersitte 1863—65 in Paris um, ohne daß sich merkbare Spuren dieses Aufenthaltes später in seinem Werke feststellen ließen. Von Paris aus begab er sich wieder in sein Heimatland Tirol und erschien 1867 zum zweiten Male in der süddeutschen Malerstadt München, um sie nun nicht wieder zu verlassen. Jetzt trat er in die Werkstatt Pilotys ein und holte sich hier die entscheidenden Anregungen fürs Leben, soweit er solche überhaupt im Atelier empfing. Er wandte nun die übliche Geschichts- und Genremalerei auf seine Tiroler Landsleute an. Hatte er aber gleichsam ein Stück seines Herzens in seiner Tiroler Heimat zurückgelassen und sich niemals weder in der großen Stadt ganz einzugewöhnen, noch ein herzliches Sehnen nach den Bergen, ihren schlichten Bewohnern, nach Höhenluft, Glockenklang und Alpenwiesen jemals völlig zu verwinden vermocht, so idealisierte er nun aus dieser Sehnsuchtsstimmung heraus seine lieben Landsleute, gleichviel ob er sie jung, ob alt, ob Mann, ob Weib, ob einzeln oder in Gruppen, ob in schlichter Alltäglichkeit oder im humoristisch zugespitzten Genre darstellte (vgl. Abb. 214—218). An seinen Tiroler Studienköpfen, die sich alljährlich auf den Münchener Kunstaustellungen neben allen noch so interessanten und noch so bedeutenden Neuerscheinungen behaupteten, konnte man erkennen, was Defregger als Zeichner und schließlich auch als Maler vermochte. Es ist gar nicht zu

wo fänden sich alle diese in altbayerisch-österreichischen Gebirgsgegenden allgemein verbreiteten Volkskünste sonst beim deutschen Bauern wieder?! — Aus einer solchen Umwelt ist Defregger herausgewachsen. Allein bei allen Gaben und eingeborenen Geisteskräften kommt der Gebirgler in seiner Heimat nicht aus einem engen Kreis, nicht über bescheidene Leistungen hinaus. Eine so starke Begabung wie Defregger mußte sich aber darüber hinaus nach Verkehr und Zusammensein mit gleich Veranlagten sowie nach gründlicher Ausbildung in seiner Kunst sehnen. So tauchte er 1861, also mit 26 Jahren, zum ersten Mal als Schüler der Münchener Akademie auf. Was er damals bereits aus Eigenem vermochte, zeigt die prachtvolle Almlandschaft der Berliner Nationalgalerie von 1860. Ein ganz schlichtes Motiv, ein Stück Landschaft mit der Figur eines Schnitters als Staffage, aber frisch und

sagen, mit welcher Kraft und bildmäßigen Geschlossenheit, mit welcher Wahrheit und Lebendigkeit er so einen einzelnen Kopf, sei es eines Burschen, eines Mädels, aus dem Leben herausgriff und auf die Leinwand zauberte. Gerade in diesen Einzelbildnissen steckt ein gut Teil von seinem Besten. Aber was er in seinen fröhlichen Genrebildern gegeben, ist doch auch alles nicht etwa bloß gestellt und theatermäßig hergerichtet, sondern wahrhaft erlebt und durchaus empfunden. Bisweilen griff Defregger auch tiefer, über das Leben des Tages hinweg in die große Zeit seines Volksstammes hinein, in die Tiroler Volkserhebung gegen Napoleon und die Franzosen vom Jahre 1809. Er schildert, wie Joseph Speckbacher, einem der Führer des Aufstandes, der in dumpf-enger Bauernwirtshausstube beim Kriegsrat sitzt, sein kleiner Bub, der mit dem groß-



Abb. 216 Im Sonntagsstaat von Franz Defregger
(Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München)

mächtigen Schießeisen überm Rücken dem Vater heimlich nachgefolgt ist, von einem alten Bauern verlegen entschuldigend vorgeführt wird. Prachtvoll ist hier das Milieu, der psychologische Ausdruck der einzelnen Gestalten, ja der Geist der ganzen Begebenheit getroffen. Das Speckbacher-Bild war 1868/69 gemalt und hängt in der Berliner Nationalgalerie. Im Jahre 1875 folgte „Das letzte Aufgebot“ (Wiener Museum) (Abb. 217). Es ist wohl das ergreifendste und insofern bedeutendste der Geschichtsbilder von Defregger. Das innige landsmannschaftliche Verbundensein, der männliche Trotz und die ernste unbedingte Todesbereitschaft, womit bejahrte deutsche Männer für den heimischen Boden, für Weib und Kind und Kindeskind in den Kampf ziehen, ist wohl niemals so überzeugend gemalt worden. Das Jahr darauf, 1876, brachte dann, gleichsam als Gegenstück dazu, „Die Heimkehr der Sieger“ (Abb. 218), wiederum in der Berliner Nationalgalerie. Endlich malte Defregger auch eine Anzahl Andreas Hofer-Bilder, darunter Andreas Hofers Todesgang. Alle diese vaterländischen Bilder sind, zumeist in tüchtigen Kopien, einige auch im Original, im Haupt- und Mittelsaal des Museums der Tiroler Landeshauptstadt Innsbruck vereinigt und haben gerade dort immer einen besonders nachhaltigen Eindruck auf dafür empfängliche Besucher ausgeübt.

In den 1870er Jahren aber hatte Defregger das deutsche Publikum gleichsam im Sturm erobert. Kriegsbilder waren damals beliebt. Und Tiroler Bilder erst recht. War es ja doch die Zeit, in der Berlin und ganz Sachsen sich rüsteten, in die Alpen zu gehen. Und nun sah man auf Defreggers Bildern so wunderschön abgemalt, was man gerade in der Natur angestaunt hatte oder demnächst in Natur zu bewundern hoffte. Aber auch in München setzte sich Defregger mühelos durch und verlebte hier glückliche Jahrzehnte als einer der angesehensten, vornehmsten und dabei zurückhaltendsten unter den Münchener Malern. Allein gegen Ausgang



Abb. 217 Das letzte Aufgebot von Franz Defregger. Wien, Museum
(Nach Photographie Hanfstaengl) (Zu Seite 266 und 267)

des Jahrhunderts fing die Kritik allmählich an, von ihm abzurücken. Das deutsche Genre- und Geschichtsbild wurde allgemein verworfen, während man doch das niederländische Genre des 17. Jahrhunderts zu Recht bestehen ließ und sich auch etwaigen englischen oder französischen Genrebildern gegenüber weniger ablehnend verhielt. Defreggers Kompositionsweise

aber wurde kurzerhand als konventionell und theatralisch abgetan und sein Kolorit wegen der dunkel braungoldenen Ateliertönung, wie patinierte Altniederländer, stark bemängelt, wenn sich auch gegen den geradezu hervorragenden Zeichner Defregger nichts sagen ließ. Gewiß, Defregger hat sehr gute und weniger gute



Abb. 218 Heimkehr der Sieger von Franz Defregger. Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photographie Hanfstaengl) (Zu Seite 266 und 267)

Bilder gemalt. Und die vielen und oft bös mißlungenen äußerlichen Nachahmungen seiner Kunst muß man sich gewaltsam aus dem Kopf schlagen, um an ihm selbst nicht irre zu werden. Für den tiefen Gehalt aber, für die deutsche Seele, die uns aus echten guten Defregger-Bildern entgegenleuchten, hatte man um die Jahrhundertwende jegliches Gefühl verloren. Nur solch malerische und in der Tat köstliche Leckerbissen, wie

„Der Saal in Runkelstein“ oder „Die Stube im Pinzgau“ (Abb. 219), die Defregger 1874 und 75, also zwischen dem Speckbacher und dem Letzten Aufgebot geschaffen, und die wir auf der Berliner Jahrhundertausstellung 1906 staunend erblicken und dankbar bewundern durften, fanden noch Gnade vor einer nur mehr rein „artistisch“ urteilenden Kritik. Inzwischen haben wir in Krieg und Revolution die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß wir uns denn doch zu sehr an eine bloß ästhetische Weltanschauung verloren hatten, und daß wir es einem Manne wie Defregger von Herzen danken müssen, wenn er, was nicht jeder und auch nicht jeder große Maler kann, es vermochte, dem Tatwillen und der Vaterlandsliebe deutscher Männer in ernster schwerer Zeit einen überzeugenden und wahrhaft ergreifenden bildkünstlerischen Ausdruck zu verleihen. Mit welchen Empfindungen mögen wohl heuer, in Defreggers Todesjahr 1921, seine Landsleute, die Tiroler, vor seinen Bildern im Innsbrucker Museum stehen, das Herz nur von einem Verlangen erfüllt, dem Verlangen nach Freiheit und nach Anschluß an ihre deutschen Brüder im größeren deutschen Vaterland! —

Wie Defregger ins tirolische, so griff der Wiener *Eduard Kurzbauer* (1840 bis 1879) ins schwäbische, der *Elsässer Gustave Brion* (geb. 1824, gest. in Paris 1877) ins elsässische, *Benjamin Vautier*¹³⁰ (aus der französischen Schweiz gebürtig, 1829 bis 1898), ins schweizerische, elsässische und schwarzwäldlerische, endlich *Ludwig Knaus* (in Wiesbaden und in demselben Jahre 1829 wie Vautier geboren, gestorben 1910)¹³¹ ins hessische Volksleben. Knaus und Vautier gehörten künstlerisch zur Düsseldorfer Malerschule. Knaus bildete sich aber auch in Paris bei Couture und steht daher technisch am höchsten von diesen Künstlern. Er war der beste „Maler“ unter den Volksgenremalern und gehörte zu einer Zeit, als man im Ausland herzlich schlecht vom Malenkönnen der Deutschen dachte, neben Spitzweg, Menzel, Viktor Müller, Faber du Faur und Feuerbach zu der kleinen, auserwählten Schar derjenigen, die auch in dieser Beziehung die deutsche Ehre wahrten und sogar

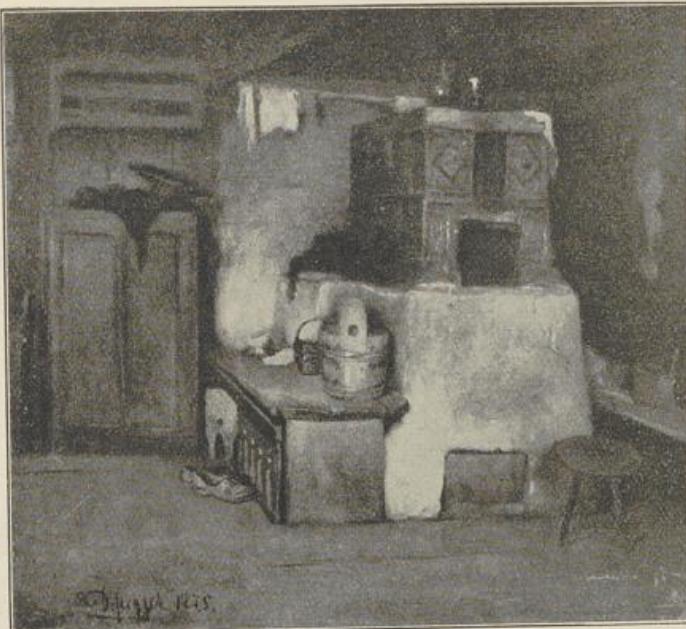


Abb. 219 Stube im Pinzgau von Franz Defregger
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)



Abb. 220 Kartenspielende Schusterjungen von Ludwig Knaus
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)

von den Franzosen anerkannt wurden. Wir gegenwärtig vermögen das gerade an seinen Sittenbildern bunte unruhige Kolorit Knaus' nicht mehr zu genießen, während seine ruhig vornehmen Bildnisse auch in der Färbung ungleich höher stehen. Ebenso beeinträchtigt ein peinlicher Zug von kühler Überlegung oder gar von leisem Spott die Wirkung seiner Genregemälde, die doch unmittelbar, behaglich und wie aus dem Volksempfinden heraus wirken sollen. Es scheint eben, daß Knaus sich seinen Landsleuten gar zu sehr entfremdete und zuviel von der Denk- und Gefühlsweise des Großstädters annahm. Berühmt sind seine Schacherjuden-Bilder, seine „Goldene Hochzeit“ — auf der sich das greise Jubelpaar nicht scheut, noch ein Tänzchen zu wagen! — und sein „Kinderfest“ „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“ in der Berliner Nationalgalerie: „In einem Baumgarten unweit der Stadt sind groß und klein in der Tracht des 18. Jahrhunderts bei ländlichem Fest an langen Tafeln versammelt; im Hintergrunde Väter und Mütter mit den erwachsenen Kindern, denen eine Musikbande aufspielt, von Kellnern mit Wein bedient, im Mittelgrunde die Jüngeren; paarweis gereiht haben sie dem Weine tüchtig zugesprochen, und die Knaben versuchen sich nach dem Vorbilde der Älteren in Artigkeiten gegen die Mädchen: ein keckes Bürschchen am Eckplatz links wird durch den Tischwart und eine mit Schüsseln herbeikommende Alte in seinen Zärtlichkeiten gestört, welche die übrigen mit Lachen wahrnehmen; ganz



Abb. 221 Im Bade von Benjamin Vautier
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)



Abb. 222 Die Tanzstunde von Benjamin Vautier. Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)

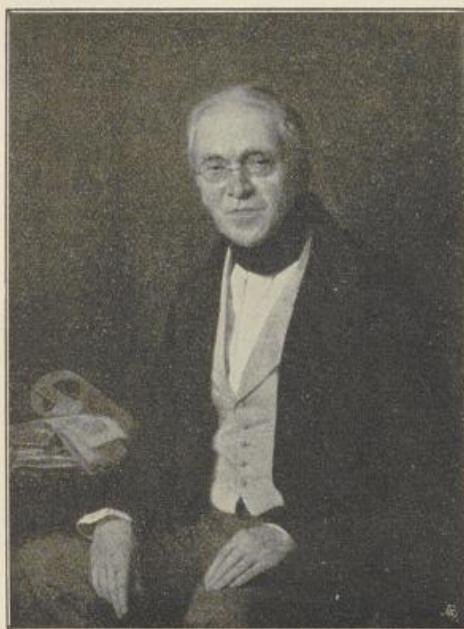


Abb. 223 Bildnis des Museumsdirektors Waagen
von Ludwig Knauß
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

charakterisiert, wie die augenblickliche Verlegenheit und das Sichnichtunterkriegenlassenwollen des Anderen mit den bedenklich aufgeblasenen Backen. Der pfiffige Schusterjunge gehört überhaupt zum eisernen Bestand der Knausschen Kunst. Über dem Genremaler Knauß darf aber der ansprechendere, weil weniger aufdringliche, koloristisch meist geschmackvollere Bildnismaler Knauß nicht vergessen werden. Freilich die Charakteristik der berühmten Porträts von Mommsen und Helmholtz in der Berliner Nationalgalerie ist auch so scharf zugespitzt, daß man an die Absicht nicht ohne leichte Verstimming denken kann. Ungleich angenehmer wirkt daher sein schlichtes Jugendbildnis des bedeutenden Kunstgelehrten und Berliner Museumsdirektors Dr. Waagen derselben Sammlung (Abb. 223). — Technisch weniger hervorragend, aber ungleich liebenswürdiger und unmittelbarer als Knauß erwies sich Benjamin Vautier (Abb. 221), ganz besonders in seinen zahlreichen Tanzbildern (Abb. 222).

Ein anderer bedeutender Künstler altbayerischer Herkunft, der neben Defregger aus Pilotys Werkstatt hervorgehen sollte (um wiederum dorthin zurückzukehren), war *Franz Lenbach*, geboren 1836 in Schrobenhausen in Oberbayern, gestorben 1904 in München¹³²). Er mußte sich anfangs hart durchs Leben schlagen, ist als junger Bursch barfuß gelaufen und verdiente sich zuerst sein Brot als Maurer und nachher als Bildnis- und Heiligenmaler seines Heimatortes. Darauf kam er nach München zu Piloty und wurde endlich von Schack nach Italien geschickt, um diesem einige alte, meist venezianische Gemälde zu kopieren. So stieg Lenbach Schritt für Schritt empor, um schließlich wie ein Fürst unter den Münchener Malern, dem Verleger Georg Hirth zur Seite und dem Dichter Paul Heyse gegenüber (vgl. Abb. 53) in eigener prächtiger Villa, die charakteristischerweise im italienischen Renaissancegeschmack erbaut ist, wie ein Fürst unter den Münchener Malern, man möchte sagen: zu residieren. Die Villa wurde nach seinem Tode zu

vorn sitzen die Kleinsten unter Aufsicht eines älteren Mädchens, das, von dem großen Hofhunde geplagt, ein Knäbchen füttert, während das hinter ihr sitzende Schwesternchen sich, mit den Händen in der Schüssel wühlend, gütlich tut und zwei Jungen sich um den Teller zanken; von den drei letzten links ist das vorderste Mädchen emsig bei der Arbeit, der kleine Knabe neben ihr wirft den Katzen Reste zu. Sommer-Nachmittag. — Bez.: L. Knauß, 1869.¹⁴ Diese dem Jordanschen Galeriekatalog von 1898 entnommene Beschreibung kennzeichnet den Geist der Knausschen Kunst. Auf dem hier abgebildeten Gemälde der kartenspielenden Schusterjungen (Abb. 220) tritt das Absichtliche nicht so stark, wie sonst gar häufig, aber doch auch entschieden hervor. Beide Buben versäumen über dem geliebten Kartenspiel ihre Pflichten, der eine die des Kindermädchen, der andere als Bierholer und Stiefelasträger. Die lustig lauernde Siegesmiene des hellauf Herauslachenden ist geradeso treffend

einem Lenbach-Museum ausgestaltet. Seine einstigen Meisterwerke der Kopistenfertigkeit aber hängen in der Schackgalerie zu München. Sie sollten für seine künstlerische Entwicklung von besonderer Bedeutung werden. Wohl hatte er das Zeug dazu, sich aus eigener Kraft heraus eine blühende Technik und eine lebensvolle Naturanschauung zu erwerben, wie sein „Hirtenbub“ in der Schackgalerie und eine ganze Anzahl von Bildnissen, sowie Studien nach landschaftlichen und architektonischen Motiven beweisen, die auf der Münchener Lenbach- und Berliner Jahrhundertausstellung der breiten Öffentlichkeit zugänglich waren, und man vermag sich angesichts der Unmittelbarkeit dieser Gemälde bisweilen des Gedankens nicht zu erwehren: Ach, wäre Lenbach doch dieser ersten Manier treu geblieben und hätte er sich nicht von den großen Meistern der vergangenen Jahrhunderte überwältigen lassen! —

Tatsache ist, daß der Künstler selbst es vorzog, mit den Augen der Alten zu sehen und sich ihrer Ausdrucksmittel zu bedienen. Es gibt wohl kaum einen anderen deutschen Maler des 19. Jahrhunderts, der sich so tief in die großen alten Meister hineingesehen und sich so innig in sie versenkt hat. Indessen bildet seine Kunst keinen Abklatsch der Alten, vielmehr zeichnet sie sich im Gegenteil durch eine stark persönliche Note aus. Neben den Tizian, Rubens, van Dyck erscheint er sicherlich als ein viel Geringerer, aber immerhin als auch Einer! — Mochte auch seine rückwärts gerichtete Art noch zu seinen Lebzeiten nicht nur äußerlich unmodern, sondern auch innerlich überwunden werden, so erwies sich seine Persönlichkeit dennoch so stark, daß er sich im Glaspalast zu München mit seinem im Geschmack der Renaissance reich, aber vornehm ausgestatteten „Lenbachsaal“ den Jungen gegenüber immer in Ehren gerade wie Defregger als eine geschlossene Macht zu behaupten vermochte. Dabei bewährte er sich als Frauenmaler wie im Herrenbildnis gleich geschmackvoll. Seine Art, den Kopf oder die Büste groß, schön und wirkungsvoll im Rahmen unterzubringen, zu dem jeweiligen Ton der Fleischfarbe den Untergrund zu stimmen und das Auge aus dem Ganzen als Haupt- und Mittelpunkt herausleuchten zu lassen, ist einzig. Nun aber pflegte er den Frauen als ein liebenswürdiger Schmeichler zu nahen und ihnen eine gewisse gleichförmige, fast konventionelle Schönheit zu verleihen, die stets sehr viel Vornehmheit enthält (vgl. Abb. 227), wozu aber häufig auch durch eine pikante Wendung des Antlitzes, indem z. B. der Kopf zurückgebogen, das Kinn stark emporgehoben wurde, sowie durch den Ausdruck und die ganze Aufmachung ein raffiniert sinnlicher Eindruck hinzutritt. Besonders bevorzugte er wie die alten Venezianer das rote Frauenhaar.

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. I. 6. Aufl.

18

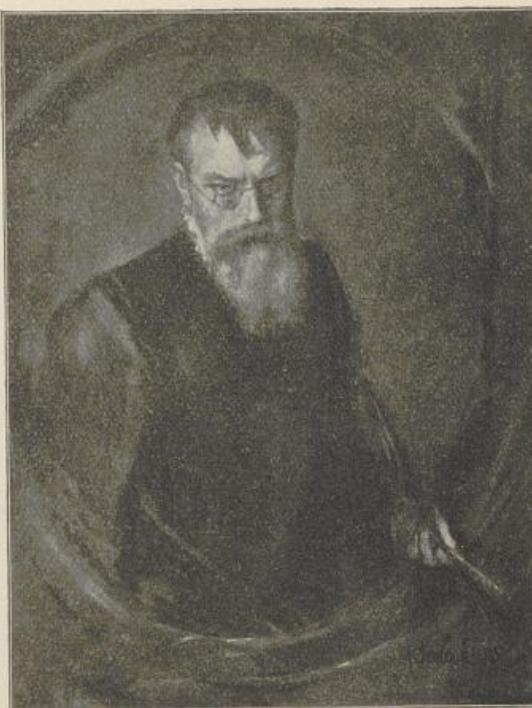


Abb. 224 Selbstbildnis Franz Lenbachs
(Nach Photographie Hanfstaengl)

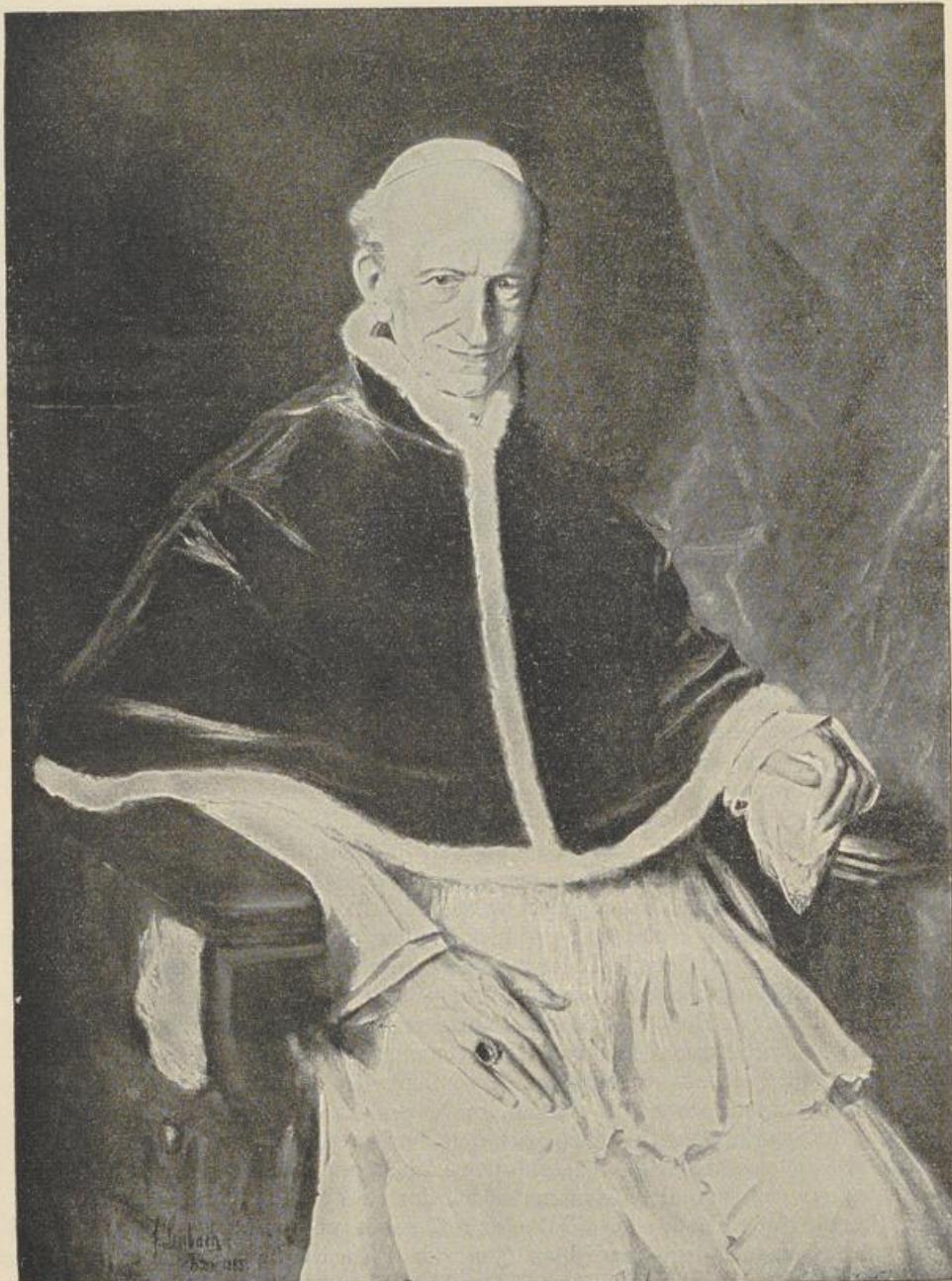
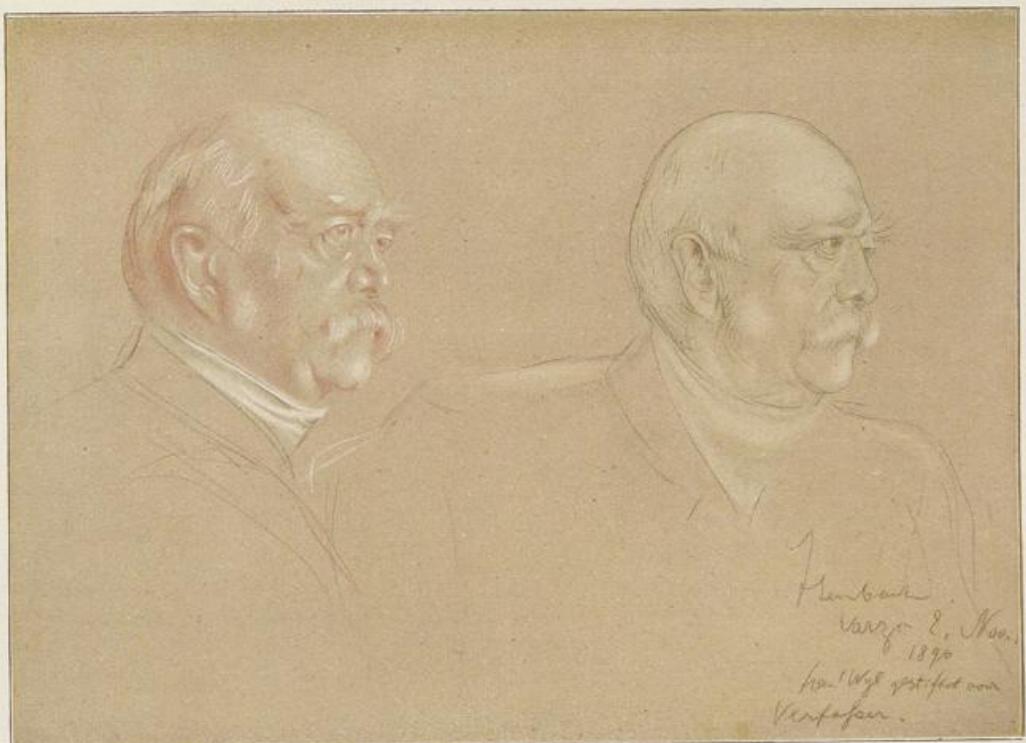


Abb. 225 Papst Leo XIII. von Franz Lenbach München, Neue Pinakothek
(Zu Seite 276)

Ferner liebte er es, wiederum im Anschluß an die alten koloristischen Großmeister, seine zweite Gemahlin, eine geborene Baronesse, mit einem seiner Kinder zu einer wirkungsvollen Gruppe zu verbinden, wie er einst seine erste Gattin, eine Gräfin Moltke, mit einem solchen gemalt hatte. Lenbachs Damenbildnisse ähneln sich



Bismarck-Pastelle von Franz von Lenbach

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.

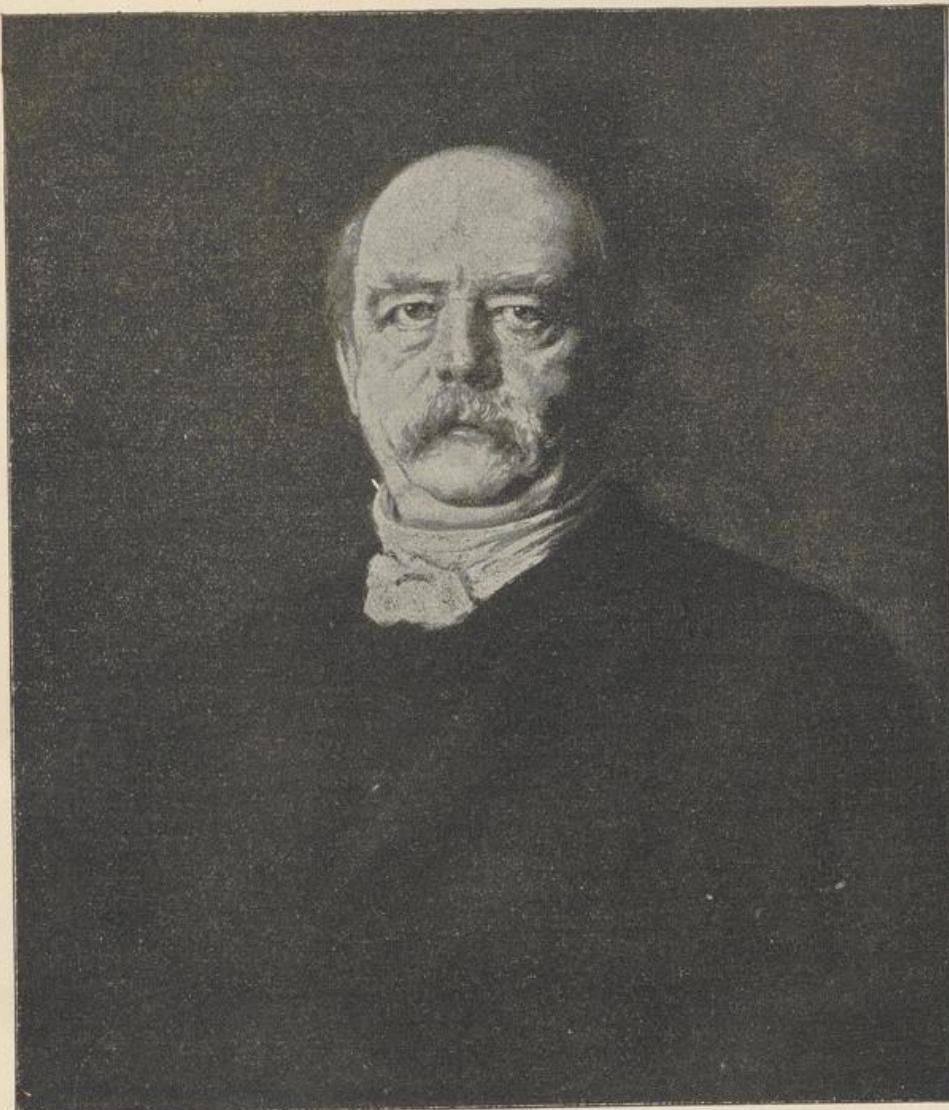


Abb. 226 Bismarck von Franz Lenbach
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)
(Zu Seite 276)

alle mehr als Töchter desselben Meisters, als daß sie der Eigenart der Dargestellten entsprechend voneinander verschieden wären. Dagegen verstand er es bei seinen Herrenporträts, zu denen ihm fast nur Männer von hohem Geist oder wenigstens von hohem Rang saßen, sowohl den Typ des Staatsmannes, Feldherrn, Dichters, Musikers, Gelehrten usw. als auch namentlich die Individualität jedes Einzelnen klar herauszuarbeiten. Und zwar gab er das bleibend Bezeichnende und Bedeutende in scharf zugespitzter Augenblicklichkeit. Er soll sich dazu außer gründlichem eigenem Studium nach dem lebenden Modell vieler Augenblicksaufnahmen bedient haben, aus denen er gewissermaßen den Extrakt herausdestillierte. Dabei beschränkte er sich auf den Kopf und gab höchstens das Brustbild mit einer oder allenfalls



Abb. 227 Bildnis der Gräfin Görtz
von Franz Lenbach (Nach Photogr. Hanfstaengl)
(Zu Seite 273)

beiden Händen, die dann bei der Charakteristik kräftig mitsprechen. So werden durch seines Geistes Arbeit viele bedeutende, unter sich unendlich verschiedene Männer des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in charaktervollen Bildnissen auf die Nachwelt kommen, wie der langlebige Papst Leo XIII. (Abb. 225), der Historiker Mommsen, der Maler Moritz von Schwind, der Dichter Hermann Allmers, der Minister Delbrück, der Chemiker Baeyer, der alte Döllinger und viele, viele andere. In seinen Selbstporträts macht sich die altmeisterliche Aufmachung am entschiedensten bemerkbar (Abb. 224). Den Höhepunkt seines Schaffens erreichte er aber in seinen Bismarckbildnissen (Abb. 226 und die Kunstbeilage). Er gehörte neben Schweninger, gleichfalls einem Altbayern, zu den wenigen Intimen bürgerlicher Herkunft im Hause Bismarcks, wie auch Bismarck gern in Lenbachs Villa zu München abstieg und nach seinem Sturze

dort von der Münchener Bevölkerung ehrerbietigst gefeiert wurde. Der eiserne Kanzler freute sich in seinen Mußestunden der klugen, humorvollen Rede des Künstlers — Lenbach war ein außerordentlich geistreicher Gesellschafter —, und ließ sich herzlich gern von ihm in allen möglichen Stellungen malen, sowohl in der weißen Halberstädter Kürassieruniform mit den gelben Abzeichen wie im schwarzen Rocke des märkischen Landedelmannes, nahm aber weiter keinen tieferen Anteil an seiner Kunst. Bismarck, der, wie aus seinen Briefen hervorgeht, trotz einem Künstler die Natur in ihren mannigfaltigen landschaftlichen Schönheiten und in ihren wechselnden Stimmungen zu erfassen und seiner lieben Frau in beredten Worten zu schildern gewohnt war — man lese daraufhin Bismarcks Briefe an seine Frau, aus denen erst die menschliche Größe des einzigen Mannes voll und klar ersichtlich wird —, besaß trotzdem kein Verhältnis zur bildenden Kunst¹³³). Wenn nun auch beileibe nicht behauptet werden soll, unser Künstler sei dem Kanzler kongenial gewesen — wer hätte auch nur wagen dürfen, sich mit diesem Riesen an Geist zu messen?! —, so steht immerhin fest, daß kein Maler den Kanzler in seinem gewaltigen Wesen tiefer, größer und monumentaler zu erfassen und darzustellen vermochte als Franz Lenbach. So wie er ihn gemalt hat, den klugen, schlicht vornehmen Mann mit dem wunderbar modellierten Kopf und dem einzigartig durchgeistigten Antlitz, den Recken mit den blitzenden Blauäugern, wird Bismarck im Gedächtnis der kommenden Geschlechter fortleben.

Bismarck war in Lenbachs Freundeskreise, in dem künstlerischen München des ausgehenden 19. Jahrhunderts schlechthin die verehrteste Persönlichkeit. Die hohe Intelligenz, die sich in der berühmten Künstlergesellschaft „Allotria“ zusammenfand, besaß klares Verständnis für seine überragende Größe und weltgeschichtliche Bedeutung. Als Bismarck nach seiner Entlassung einmal selbst in der Allotria erschien, war das ihr Ehrentag. Der Maler Gustav Schwabensmaier feierte ihn mit den Worten:



Kinderbildnis von F. A. von Kaulbach
(Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl)

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.

Ein Jubelruf durchbraust das Reich
 Vom Zugspitz bis zum Meere,
 Dem Retter deutscher Einigkeit,
 Dem Rächer deutscher Ehre.
 Der deutsche Michel, erst verlacht,
 Du hast ihn zum Manne, zum Helden gemacht.
 Wenn der Michel sonder Scham
 Im Reichstag wieder zu Ehren kam,
 Erscheint dein Werk erst wundergleich,
 Aus solchem Stoff schufst du das Reich.

Um Lenbachs Feinfühligkeit als Kolorist und seine Tiefgründigkeit als Psycholog voll zu würdigen, muß man ihn mit dem Wiener Bildnismaler hoher Herren, mit *Heinrich von Angeli* (geb. 1840), oder mit *Max Koner* (1854–1900)¹³⁴) vergleichen, der lange Jahre in Berlin als erster Porträtißt gefeiert wurde. Ge- wiß hat auch dieser ein wackeres Können besessen und die gemalten Persönlichkeiten in puncto Ähnlichkeit brav getroffen (vgl. Abb. 228), indessen gebrach es ihm an koloristischer und kom- positioneller Gewandtheit wie an psychologischer Tiefe. Dagegen vermochte sich der Münchener Maler *Friedrich August Kaulbach* selbst neben Lenbach zu be- haupten. Der alte Wilhelm Kaulbach besaß (wie F. v. Ostini dargelegt hat¹³⁵) Einsicht genug in den notwendigen Entwicklungsgang der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts, um seinen eigenen Sohn Hermann in die Werkstatt seines Neben- buhlers, Nachfolgers und Überwinders Piloty zu schicken. Dieser *Hermann Kaul- bach* (in München geboren 1846, gestorben 1910) war ein etwas süßlicher, schwä- licher Modemaler, der rühren und poetisch er- quicken wollte, ohne die rechte Kraft dazu zu besitzen. Eine verhältnismäßig tüchtige Leis- tung ist sein „Unsterblichkeit“ betiteltes Ge- mälde in der Neuen Pinakothek: eine junge Römerin der klassischen Zeit drückt der Büste des verstorbenen Geliebten einen Kuß auf die steinernen Wangen. Ungleich bedeutender als Hermann ist nun dessen Vetter, Wilhelms Neffe, *Fritz August Kaulbach* (geb. in Hannover 1850). *Fritz August*¹³⁶) war lange Zeit Direktor der Münchener Kunstakademie und hat sich als ein tüchtiger Künstler von sicherer Beobach- tung, feinem koloristischen Empfinden und auserlesenen Geschmack bewährt, dessen ge- malte Figuren auch gegenwärtig noch die Blicke auf sich ziehen; indessen besitzen diese Figuren kein eigentliches animalisches Leben, sie vermögen nicht recht zu stehen, geschweige denn zu gehen oder gar zu laufen. Daher ge- langte F. A. Kaulbach zur besten Wirkung in dem an sich bewegungslosen Bildnis und wird



Abb. 228 Kaiser Wilhelm II. von Max Koner
 (Nach Photogr. der Photogr. Gesellschaft, Berlin)



Abb. 229 Bildnis seiner Gattin
 von Fritz August Kaulbach
 München, Neue Pinakothek
 (Zu Seite 278)

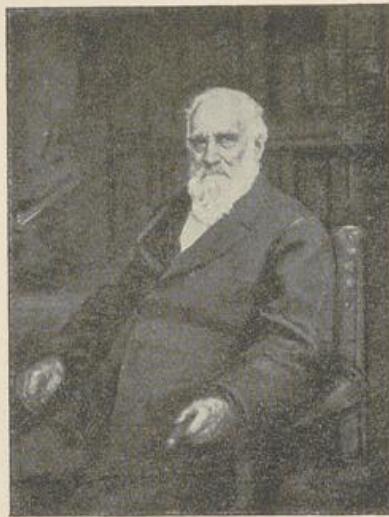


Abb. 230 Max Pettenkofer
von Fritz August Kaulbach
München, Neue Pinakothek

als Maler vornehmer, schöner, gesunder, sinnlich heiterer Frauen, lieblicher, wohlgeflegter anmutiger Kinder, sowie scharf ausgesprochener männlicher Charakterköpfe fortleben (vgl. Abb. 229, 230 und die Kunstbeilage). Von anderen Darstellungen ist sein „Schützenlisl“ volkstümlich geworden.

Der Humor oder richtiger gesagt: der Witz ist sonst innerhalb der Pilotyschule Sache des 1846 geborenen Schlesiers *Eduard Grützner*¹³⁷). Grützner hat den Mönch und das Mönchsleben von der heiteren, fröhlichen, humoristischen Seite aus erfaßt; den Mönch und namentlich den feuchtfröhlichen Bruder Kellermeister in zahlreichen Gemälden und Zeichnungen mit breiter, behaglicher Schilderung malerischer Innenräume und ihrer nicht minder malerischen Ausstattung unter Benützung schöner alter Originalmöbel und Originaltrachten unendlich oft dargestellt und sich damit das schönste Häuserl in München und die Zuneigung der breitesten Schichten des deutschen Volkes er-

malt. Aber seine anfangs frische Beobachtung des Lebens ließ immer mehr nach, seine stoffliche Charakteristik wurde immer oberflächlicher, sein Witz immer schaler, ja selbst seine Technik immer unleidlicher, je mehr er sich nämlich von seinen ursprünglichen Vorbildern, den alten Niederländern vom Schlage des Ostade abwandte und unter dem Einfluß des Freilichts Hellmalerei im Sinne des ausgehenden 19. Jahrhunderts anstrebe. Diese Beobachtung können wir überhaupt bei manchem Pilotyschüler, bei manchem Maler jener Generation machen: so lange diese Künstler sich an ihr klassisches Vorbild halten, in das sie sich nun einmal in der Jugend mit frischen Sinnen hineingesehen haben, leisten sie, wenn auch nichts Ursprüngliches, so doch etwas Tüchtiges. Aber von dem Augenblick an, in dem sie modern sein wollen, ohne dazu recht imstande zu sein und ohne andererseits ihre guten alten Vorbilder vergessen zu können, werden sie unsicher, tastend, schwankend und erreichen keine geschlossenen Wirkungen mehr. Das gilt z. B. (vgl. daraufhin das Bild von 1876 mit dem zwanzig Jahre späteren, Nr. 153 mit Nr. 154 der Neuen Pinakothek) von dem einst prächtigen Landsknecht- und Raubrittermaler *Wilhelm Diez* (geboren 1839 zu Bayreuth, gestorben 1907 in München)¹³⁸), der in seiner früheren guten Zeit den alten Niederländern so nah wie kaum ein anderer kam und mit weißblaugrauem Himmel, gelb-grünem Erdboden, bunten Renaissance- oder Rokokotrachten, kutschierenden Mohren, alten Karossern, Schimmeln und Schecken, Falben und Schweifküchsen die lustigsten Farbenwirkungen erreichte. In seiner Fähigkeit, sich in vergangene Zeiten zu versetzen und sie in seinen Bildern wieder aufleben zu lassen, ähnelt er Menzel, wenn er auch an die strenge Sachlichkeit des Altmeisters nicht heranreicht. Vor Menzels Bildern und Holzschnitten aus der Zeit Friedrichs des Großen denkt man nur an die dargestellten geschichtlichen Ereignisse und Episoden selber, vor Diez' Gemälden auch ein wenig an die Münchener Künstlerfeste der 70er und 80er Jahre, die ihm selbst die glanzvolle, kostümfreudige Vergangenheit vor die Sinne zaubern halfen. „Eines schönen Tages zog die Diezschule als Ritter, Reisige, Knechte, begleitet von Marketenderin, Munitions- und Bagagewagen, Kanonen, durch die Stadt hinaus in die Isarauen, das Isartal aufwärts bis zur Burg Schwaneck,



Abb. 231 Totes Reh von Wilhelm Diez. Berlin, Nationalgalerie
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

die nach allen Regeln mittelalterlicher Kriegskunst belagert und gestürmt wurde.“ Es liegt ein Abglanz von feucht-fröhlicher Künstlerfestwonne auf den Gesichtern und im ganzen Gebaren der Landsknechte, Raubritter, Trompeter, Marketenderinnen und Kellnerinnen, die Diez gemalt hat. Dieser geborene Franke war wie kein anderer mit der einzigen Künstler- und Feststadt an der grünen Isar verwachsen und hat mitsamt seiner Schule das Beste aus ihrem ungebundenen fröhlichen Leben zu herrlichen Gemälden von feiner malerischer Kultur verarbeitet. Diez wohnte eine große schulbildende Kraft inne. Eine Ausstellung der Diezschule bei Heinemann in München Ende 1907 rief allgemeines Erstaunen und ungeteilte Begeisterung bei den Kunstkennern hervor. Charakteristisch für Diez und die Diezschule in der Zeit von 1870 bis Ende der 80er Jahre ist eine „malerische Ausdrucksweise, die tiefe, satte, warme und leuchtende Farben... bevorzugt, oder auch ein feines, kühles Grau oder samtartiges Braun“ (Abb. 231). Im Wettstreit mit der Malerei der großen Alten war eben allmählich die Malerei im 19. Jahrhundert erstarkt. Nachdem man seit Pilotys Zeiten zu den Klassikern der venezianischen und niederländischen Koloristik aufgeblickt hatte, drang man allmählich auch in Deutschland von der Nachahmung ihrer Äußerlichkeiten in den Kern und in das Wesen ihrer Kunst ein. In diesem Sinne ging Wilhelm Diez, wenn auch in weniger glänzender Aufmachung als Makart, so doch gesünder in der Aufmachung und gediegener in der Mache, weit über Piloty hinaus und verkörpert wieder eine neue und gleichsam die letzte vormoderne Phase in der Entwicklung der Münchener Malerei. Er gehört zu den Hauptpersönlichkeiten, welche den Hochstand der vom ganzen 19. Jahrhundert gerade in den 70er Jahren am höchsten entwickelten deutschen



Abb. 232 Zum Marburger Religionsgespräch von Wilhelm Lindenschmit
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

malerischen Kultur verkörpern. Daher übte er auch einen entscheidenden und aus schlaggebenden Einfluß auf viele Künstler bis auf unsere Tage herab aus. So auf *Duveneck, Becker-Gundahl, Weishaupt, Kuehl, Mayer-Graz, Weiser, Wilh. Räuber, Laeversen, Holmberg* (Direktor der Neuen Pinakothek, gest. 1911), und viele, viele andere. Selbst von den bedeutendsten und geradezu führenden modernen Malern vom Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ha-

ben gar manche bei Wilhelm Diez begonnen oder wenigstens zeitweilig bei ihm Unterweisung gesucht, wie Trübner, Piglhein, Slevogt, Stauffer-Bern, mochten sie sich auch später von ihm und seiner Schaffensweise im Sinne der alten Niederländer lossagen, um zu persönlicher Auffassung und selbständigen Ausdrucksmitteln hindurchzudringen. Bereut aber hat es sicherlich niemand, einst bei Meister Diez in die Schule gegangen zu sein, vielmehr bewahrte ihm jeder seiner ehemaligen Schüler von Herzen ein dankbares Andenken. — Ein anderer Neu-Alt niederländer war *Otto Seitz* (geb. 1846 in München), der wie Ostade aus tiefem Dunkel die roten Barette, blauen Röcke, weißen Hemden, grünen Hosen, gelben Schuhe und roten Schuhabsätze seiner lustigen Brüder kräftig herausleuchten ließ. *Ludwig Loefftz'* (geb. 1845 in Darmstadt, gest. 1910), des einstigen Akademiedirektors Bedeutung beruhte auf seiner trefflichen Zeichnung und auf der anatomisch vorzüglichen Modellierung menschlicher Akte. Sein Kolorit hatte einst einen Stich ins Glasige und Porzellanene und später ins Fläue und Grelle. Die Erfindung und Auffassung seiner Figurenbilder klingt stets an alte Meister an. Über seinen bekannteren Figurenbildern dürfen seine Landschaften nicht vergessen werden. Der reichbegabte *Heinrich Lossow* (geb. in München 1843, gest. in Schleißheim 1897), schon von Haus aus eine anmutige, sinnlich heitere Rokokonatur, hatte als Schleißheimer Galerie konservator die günstigste Gelegenheit, sich in Schloß und Park ins 18. Jahrhundert zurückzuträumen. *Nikolaus Gysis* war ein aus dem Piloty-Atelier hervorgegangener und in München ansässiger Griechen¹³⁹). Zu früh gestorben und zu früh vergessen ist *Emil Squindo* (geb. 1857 in München, gest. daselbst 1882), der als letzter Piloty schüler hier aufgeführt sei. Er bewies mit seinem unvollendeten Pinakotheksbilde: „König Ludwig XVI. mit seiner Familie auf dem Wege von Versailles nach Paris am 6. Oktober 1789“, über welch reiche blühende Palette und über welch kräftige Vorstellungsgabe er verfügte.

Neben Piloty, diesem Altmeister der Münchener Koloristenschule, verdienen als selbständige und von ihm unabhängige Münchener Maler individualitäten rühmende Anerkennung: der hervorragende Stillebenmaler *Ludwig Adam Kunz*, der Darsteller Luthers und seiner Zeit *Wilhelm Lindenschmit* (Abb. 232) und vor allen

anderen der große feurige Kolorist *Viktor Müller*. Von dem dunkel braunrotgoldenen Hintergrund seiner Bilder heben sich die porträtierten Persönlichkeiten wie die Halbakte mit strotzender Kraftfülle ab. Und immer offenbart sich eine Seele in seinen Bildern, bald schwermüdig, bald neckisch heiter wie in den allerliebsten Schneewittchenbildern, bei denen der bräunliche Galerieton der Figuren in merkwürdigem Gegensatz zu dem frischen Grün der Wiesen steht (Abb. 233). Viktor Müller und Lindenschmit wurden in demselben Jahre 1829, dieser in München, jener in Frankfurt, geboren. Beide holten sich zu gleicher Zeit wie Feuerbach ihre Ausbildung in Antwerpen und Paris. Viktor Müller ist bereits 1871, Wilhelm Lindenschmit ist 1895 gestorben. Er war ein Sohn des Cornelianers *Wilhelm Lindenschmit des Älteren*, der einst auf der Außenwand der Kirche von Untersendling bei München den „Untergang der Oberländer Bauern während der österreichischen Okkupation“ gemalt hatte.

Nach den Malern seien die Zeichner genannt: *Wilhelm Busch* vor allem, der zwar 1832 in Wiedensahl (Hannover) das Licht der Welt erblickte, aber in München künstlerische Bildung und Anregung empfing, durch sein Buschalbum Weltberühmtheit erlangte, schließlich wiederum in seiner Heimat Ruhe und Einsamkeit suchte und daselbst auch im Jahre 1908 den Tod erlitten hat¹⁴⁰). — Man darf Busch nicht ausschließlich als Zeichner betrachten, denn er hinterließ ein umfangreiches gemaltes Werk, das im Frühjahr 1908 in zwei aufeinanderfolgenden Ausstellungen bei Heinemann in München zu sehen war. Man lernte daselbst Wilhelm Busch koloristisch wie der Auffassung nach als Nachfolger alter Holländer vom Schlag der Frans Hals und Adriaen Brouwer kennen und schätzen, der aber auch im Figürlichen wie in der Landschaft über eine selbständige Naturanschauung verfügte. Daraus nun den Schluß zu ziehen (wie es tatsächlich geschehen ist), daß Busch eigentlich seinem innersten Wesen nach Maler und Künstler schlechthin gewesen sei, der gleichsam nur von seinem wahren Wege abirrte, als er zum Zeichenstift griff und seinem angeborenen Humor Ausdruck verlieh, erscheint als groteske Übertreibung. Ab-



Abb. 233 Schneewittchen mit den Zwergen von Viktor Müller Frankfurt a. M., Städelisches Kunstinstitut
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)



Abb. 234 Tiroler Wirtsstube von Edmund Harburger
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

gesehen davon, daß der geborene Maler im allgemeinen größerer Flächen bedarf, um sich als solcher voll auszuleben, während Buschs Ölgemälde fast durchweg in auffallend kleinem Format gehalten sind, liegt auch der Mehrzahl dieser Ölgemälde ein humoristisch zugesetzter Gedanke zugrunde, vor allem aber reichen sie ihrer künstlerischen Bedeutung nach nicht an Wilhelm Buschs gezeichnete Folgen heran. In diesen aber offenbarte er sich als Humorist von Gottes Gnaden. Das Buschalbum gehört zu den bleibenden Gütern des deutschen Volkes. Wilhelm Busch verstand es wie kaum ein anderer, in Vers und Zeichnung mit ganz wenigen, aber unfehlbar sicheren Strichen menschliche Verkehrtheit aller Art aufs schärfste zu geißeln. Es steckt auch ein gut Teil kultukämpferischer Absichten in seinem Schaffen. Wenn man im Buschalbum blättert, nimmt's sich lustig genug aus. Schaut man aber genauer zu, so steckt hinter dem Scherz ein tiefer, furchtbarer Ernst, die schwere niederdeutsche Auffassung vom Leben, wie sie auch Storms, Raabes und Frenssens Dichtungen zugrunde liegt. Dagegen lebt echt altbayerisch behaglicher Humor in den Menschen- und Tierkarikaturen *Adam Oberländer* (geb. in Regensburg 1845), des Meisters unter den Meistern der „Fliegenden Blätter“ seiner Generation, welche die der Schwind, Spitzweg, Poccia abgelöst hat. Neben Oberländer verdienen als Zeichner der „Fliegenden Blätter“ Edmund Harburger, René und Ernst Reinicke, Steub und Stockmann noch besondere Erwähnung, sowie Adolf Hengeler, auf den wir als Maler noch in anderem Zusammenhange zurückkommen werden. Von Edmund Harburger geben wir hier in Abb. 234 ein in Farbe, Ton und Stimmung sehr schönes Gemälde einer Tiroler Wirtsstube wieder.

An den Schluß der gesamten süddeutschen, bayerischen, Münchener Malerei dieser Stilstufe aber sei ein Mann gestellt, den wir Deutsche in unserer ewig fluchwürdigen Unterwürfigkeit dem Ausland gegenüber den Engländern zuzuzählen pflegen, da er freilich zumeist in England gelebt hat, der aber bayerischer Herkunft war, der in München und an der Münchener Akademie wichtige Anregungen empfangen und sein Leben lang innige Beziehungen mit seiner engeren Heimat aufrecht erhalten hat, der in seiner Kunst der leicht gleichförmigen und einstöckigen oder überzarten und fast süßlichen englischen Art gegenüber ursprünglich

deutsche Kraft sowie vielfältiges und feinfühliges Unterscheidungsvermögen offenbarte. Markige Charakteristik im männlichen Bildnis, Anmut und Vornehmheit im Damenporträt sind ihm mit Lenbach gemein. Gleichsam als Lenbachs Nachbar hat *Hubert Herkomer*¹⁴¹⁾ an der bayerisch-schwäbischen Stammesgrenze in Waal bei Landsberg im Jahre 1849 das Licht der Welt erblickt. Auch er hat wie Lenbach eine harte Jugend erlebt. Schon als Kind war er mit seinem Vater, den es an der Hobelbank und bei der Herrgottsschnitzerei nicht duldeten, nach Amerika und nach England ausgewandert. Dann war er wieder mit dem Vater in die Heimat zurückgekehrt und schließlich nach München gelangt, wo er seine eigentliche künstlerische Laufbahn begann. Darauf ging er wieder nach England, schlug sich tagsüber als Maurer, abends als Zitherspieler mühselig durchs Leben, bis ihm Zeichnungen für den „Graphic“ die Muße verschafften, Bilder zu malen. „Die letzte Musterung“, die auf der Pariser Weltausstellung 1878 die große goldene Medaille errang, bedeutete den ersten durchschlagenden Erfolg: schließlich lebte Herkomer wie ein Fürst unter den Malern, der nicht nur eine eigene Kunstschule, sondern auch ein eigenes Theater besaß, in dem er Opern aufführen ließ, die er selbst komponiert, deren Text er selbst gedichtet hatte und in denen er womöglich selbst in der Hauptrolle auftrat! — Und bei all dieser mannigfaltigen künstlerischen Beschäftigung fand er noch Muße, sich in Wort und Tat mit Hilfe seiner reichen Geldmittel als Förderer des internationalen Automobilsports zu geben. Als Porträtiest war Herkomer in noch höherem Maße Psycholog und Physiognomiker denn Maler. Im Kolorit, im Ton, in der Beleuchtung, in der stofflichen Charakteristik wurde er von vielen — namentlich späteren — Malern übertroffen, von niemandem aber in der Fähigkeit, die bezaubernde und beglückende Schönheit eines Weibes — die Kraft, die Denkkraft, die geistige Energie, die mächtvolle Individualität eines Mannes wiederzugeben, oder eine ganze Anzahl von männlichen Charakteren zu Doelenstücken zu verbinden, die in psychologischer Vertiefung geradezu mit Frans Hals wetteifern. Von solcher Art ist jene oben erwähnte „Letzte Musterung“, eine Versammlung schwerfälliger ergrauter Seeleute in ihrer Dorfkirche, ferner die berühmte „Magistratsitzung von Landsberg“. An männlichen Einzelbildnissen seien genannt dasjenige des englischen Kunsthilosophen Rus-



Abb. 235 Miß Grant, die Dame in Weiß von Hubert Herkomer
(Zu Seite 284)

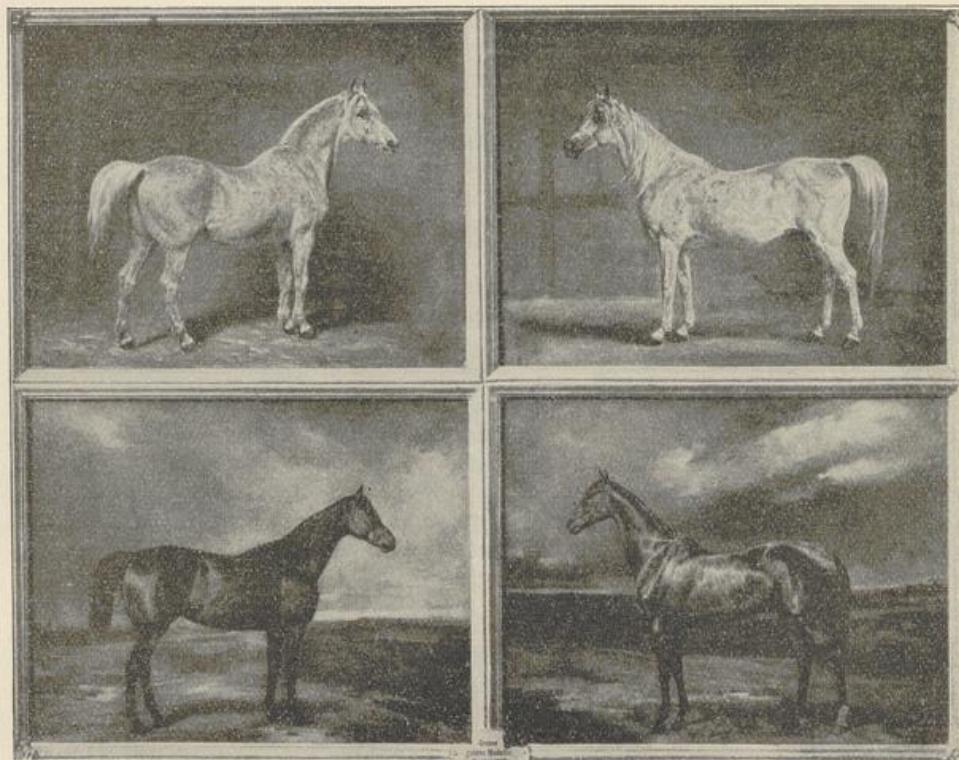


Abb. 236 Vier Pferdedarstellungen in einem Rahmen von Karl Steffeck
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

kin, sowie jenes andere berühmte, das Herkomers eigenen Vater hinter der Hobelbank darstellt. Ein prachtvoller bartumrahmter Handwerker-Denkertkopf schaut uns daraus entgegen von der Art, wie sie gerade im Allgäu nicht gar selten anzutreffen sind. Unter den Frauenbildnissen ragt dasjenige der Miß Kate Grant, der Dame in Weiß, unter allen hervor, dem ein Siegeszug durch sämtliche Hauptstädte Europas beschieden war und vor dem wir Alle als junge Leute bewundernd und schwärmend verweilt haben (Abb. 235). — Die Wirkung liegt nicht, wie behauptet wurde, am schönen Modell allein, vielmehr gerade an der besonderen Fähigkeit des Künstlers, solche Schönheit so wiederzugeben, daß sie einen unbedingt zwingenden Eindruck auf den Besucher hervorruft. Was Herkomer außer Porträts an Landschaften und sonstigen Bildern malte, läßt auch eine starke persönliche Eigenart erkennen, aber seine Kraft konnte sich dabei nicht voll entfalten, wogegen seine Fehler, die wollige Malerei und die geringe stoffliche Unterscheidung stärker hervortreten. Im Jahre 1914 ist Herkomer gestorben.

Um die Bedeutung der Münchener Koloristen Schule jener Zeitspanne zu ermessen, braucht man sie nur mit der gleichzeitigen Berliner Schule zu vergleichen, die, abgesehen von dem einzigen Adolf Menzel (der später besprochen werden soll), nur ein im allgemeinen bescheidenes Dasein gefristet hat. Karl Steffeck (geb. 1818, gest. 1890 als Direktor der Königsberger Kunstabakademie), der wie Krüger ein frischer Mensch und ein leidenschaftlicher Reitersmann war und jeden Morgen, ehe er seine Werkstatt betrat, einen fröhlichen Ritt durch den Tiergarten unternahm, setzte die Reiter- und Pferdemalerei jenes Altberliner Künstlers fort, vermochte aber bei

all seiner Gediegenheit und Gewissenhaftigkeit und trotz seiner Pariser Schulung Krügers unmittelbare und lebensvolle Auffassung nicht zu erreichen, geschweige denn dessen seltene Fähigkeit in der Wiedergabe der schwelenden Elastizität und des organischen Aufbaues der Pferde. Man vergleiche daraufhin Abb. 154 mit Abb. 236, der Abbildung des bekannten Sportsbildes, auf dem Steffeck, wie es scheint, charakteristische Vertreter der vier vornehmsten Pferderassen darstellen wollte, oben l. den Ungar, r. den Araber, unten l. den Trakehner, r. das englische Vollblut, ohne daß es ihm gelungen wäre, wahrhaft edle und einwandfreie Typen zu schaffen. Noch ungleich weniger glücklich als in solchen Pferde- und anderen Existenzbildern erwies sich Steffeck, wenn er sich zur feierlichen Historie verstieß wie in seinem „Albrecht Achill im Kampfe mit den Nürnbergern (1450)“ (Berlin, Nationalgalerie). Trotzdem besteht seine Bedeutung darin, ein Stück Altberliner malerischer Kultur vom Anfang des 19. Jahrhunderts für die Gegenwart gerettet zu haben. Aus seiner Werkstatt sollte Hans von Marées hervorgehen und ebenso Max Liebermann, der auch in einem pietätvollen Aufsatz der Zeitschrift „Kunst und Künstler“¹⁴²) seines ersten Lehrers gedacht hat. — Die beiden Couture-Schüler Rudolf Henneberg (geb. 1825 in Braunschweig, gest. 1876 daselbst), der Schöpfer der „Jagd nach dem Glück“ (Abb. 239), und Gustav Spangenberg (geb. 1828 in Hamburg, gest. 1891 in Berlin), der den „Zug des Todes“ (Abb. 238) gemalt hat, ragen als ausgesprochene Begeabungen auf dem Gebiete der Erfindung und Komposition hervor. Karl Becker (geb. 1820 zu Berlin, gest. ebenda 1900 als Ehrenpräsident der Akademie), gleichsam der Berliner Piloty, ahmte — recht äußerlich — die venezianischen Koloristen



Abb. 237 Kaiser Karl V. bei Fugger von Karl Becker, Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)
(Zu Seite 286)



Abb. 238 Der Zug des Todes von Gustav Spangenberg Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)
(Zu Seite 286)

nach. Sein „Karl V. bei Fugger“, der gelassen die Schuldscheine des Kaisers im lodernenden Kaminfeuer verbrennt (Abb. 237), *Otto Knilles Tannhäuser und Venus*, *Julius Schraders Abschied Karls I.* und sein Tod *Leonardos*, *Gustav Richters Auferweckung von Jairi Töchterlein*, sein neapolitanischer Fischerknabe und seine ungemein beliebte Königin Luise galten als Hauptwerke der damaligen Berliner Schule. Der ein wenig süßliche Richter erfreute sich auch als Bildnismaler großer Beliebtheit und erscheint auch gegenwärtig auf diesem Gebiete (Abb. 240) immer noch ungleich erträglicher als auf dem des religiösen Historienbildes. Bewunderungswürdige Charakterbilder des südlichen Lebens schuf *Ludwig Passini* in seinen meisterlichen, koloristisch vollendeten Aquarellen¹⁴³). *Paul Meyerheim* (1842—1915), der Sohn des Malers *Eduard Meyerheim* (Abb. 242) und Freund *Adolph Menzels*, wußte mit scharfem Blick die Tiere, besonders den Löwen (Abb. 241), zu beobachten, sowie sein frisches Beobachtungstalent, sein gediegenes Können und seine glückliche koloristische Veranlagung bisweilen künstlich komponierten Genrebildern zugrunde zu legen, die artig genug zu betrachten sind, nur daß sich die humoristische Zuspitzung oft gar zu aufdringlich bemerkbar macht. Bezeichnend in jeder Hinsicht ist seine „Tierbude“: „In einer Tierbude, an deren Raubtierkäfigen man entlang sieht, ist der auf erhöhter Bühne stehende Elefant der Gegenstand des Interesses der schaulustigen Menge von Landleuten, welche den Raum füllen. Begehrlich streckt das Tier den Rüssel einem schmucken Bauernmädchen entgegen, welches noch zögert, ihm den Apfel zu reichen. Die Umstehenden, groß und klein, beobachten den Vorgang mit gespannter Aufmerksamkeit. Von der Decke hängen ausgestopfte Ungetüme herab, am Boden liegt allerhand Gerümpel fahrender Leute. — Bez.: Paul Meyerheim 1885.“ (Früherer *Jordan'scher Katalog* der Berliner Nationalgalerie.) Am bedeutsamsten verkörperte sich die Berliner Malerei dieser Art und Richtung in dem Schaffen des Akademiedirektors *Anton von Werner* (geb. 1843 in Frankfurt a. O., gest. 1914). Werner war in seiner Jugend auf einer Italienfahrt als Freund und Reisegegenöß dem Dichter *Viktor Scheffel* nahegetreten, dessen „Trompeter von Säckingen“ er hernach in einer arg süßlichen Auf-



Abb. 239 Die Jagd nach dem Glück von Rudolf Henneberg Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)
(Zu Seite 285)

fassung illustrierte. Er sah aber in jungen Jahren mit hellen, klaren Augen scharf beobachtend in die Welt und zeichnete manch trefflichen Studienkopf. Dagegen hat er wohl niemals ausgesprochenen Sinn für Farbe besessen. Allmählich wuchs er sich dann zum königlich preußischen Malhistoriographen aus, der die großen Ereignisse von 1870/71 unter genauer Befolgerung aller Reglements und Bekleidungsvorschriften, aber ohne malerische Feinheit und ohne alle Größe im Bilde wiedergab. So hat er auch den Berliner Kongreß und die Kaiserproklamation im Spiegelsaal zu Versailles gemalt. Seine Bilder werden als getreue geschichtliche Urkunden niemals ihren Wert verlieren, dennoch muß man es tief beklagen, daß kein bedeutenderer Künstler als Mitglied des großen Hauptquartiers 1870/71 mitgeritten ist. Der geringe künstlerische Wert der großen Zeremonienbilder von Anton von Werner stellt sich einem so recht augenfällig



Abb. 240 Bildnis der Schwester des Künstlers von Gustav Richter
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)



Abb. 241 Löwen von Paul Meyerheim
(Zu Seite 287)

dar, wenn man sie mit Menzelschen verglich, wozu das Schloß in Berlin die beste Gelegenheit bot. Indessen verstand es Werner, den damaligen Geschmack der breiten Massen seiner norddeutschen Landsleute vorzüglich zu treffen, indem er gelegentlich in seine Kriegsbilder lustige oder rührende Züge einflocht, wie in der Darstellung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm an der Leiche des französischen Generals Abel Douay (Nürnberg, Städtische Galerie) (Abb. 243), oder in dem Bilde des deutschen Landwehrmannes, der auf beschneiter Landstraße einer Französin ihr Kind abnimmt, es in seinen Armen wiegt und beruhigt. Diese Bilder haben nach dem Weltkrieg eine neue, nicht zu unterschätzende Bedeutung gewonnen, fürwahr nicht als Gemälde, wohl aber als kulturgeschichtliche Urkunden und als

Vergleichsmaterial, an dem kein Deutscher gleichgültig vorübergehen sollte. Anton von Werner spielte auch in den Kunstkämpfen der jüngsten Vergangenheit eine wichtige Rolle als der einflußreichste unter den ausgesprochenen Gegnern der Moderne.

Seine trockene, künstlerisch unbefriedigende, wenn auch bis ins einzelne genaue Wirklichkeitswiedergabe artete in den bekannten Zeichnungsfolgen eines *Allers* aus, der, mit einer scharfen Beobachtungsgabe ausgestattet, prosaisch wie ein Mitglied der Berliner „Familie Buchholz“ in die Welt sah.

Als Soldaten-, Kriegs- und Schlachtenmaler verdienen neben Anton von Werner Erwähnung, ja ragen oder ragten qualitativ zum Teil weit über ihn hinaus *Karl Röchling* in Berlin, in Düsseldorf der



Abb. 242 Atelierwinkel von Eduard Meyerheim
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“) (Zu Seite 287)

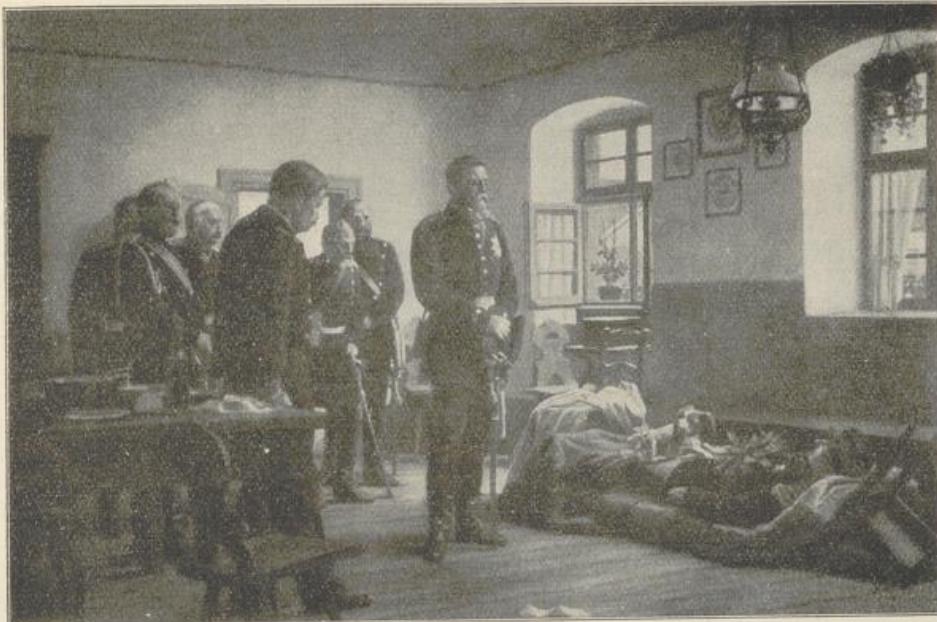


Abb. 243 Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des Generals Abel Douay 1870 von Anton von Werner
Nürnberg, Städtische Galerie

Kürassierdarsteller *Theodor Rocholl*, *Wilhelm Camphausen* und *Georg Bleibtreu*, in München der vortreffliche Zeichner *Heinrich Lang* und der koloristisch hervorragende Sohn Albrecht Adams, *Franz Adam*, der zwar im Gegensatz zu seinem abenteuerfreudigen Vater keinem Feldzug persönlich beiwohnte, es aber dennoch vorzüglich verstand, die Wucht des Reiterangriffs überzeugend zur Darstellung zu bringen. Allein als der künstlerisch bedeutendste von unsrern deutschen Soldaten- und Schlachtenmalern allen, der den Vergleich mit den Franzosen Neuville und Detaille wahrlich nicht zu scheuen braucht, erwies sich der ehemalige Offizier *Otto von Faber du Faur* (geb. in Ludwigsburg bei Stuttgart 1828, gest. 1901 in München). Er war als Reiter eines auffallenden, prachtvollen, orientalisch reich und bunt gezäumten und gesattelten arabischen Schimmels eine bekannte Münchener Straßenerscheinung. In der Darstellung solcher Tiere hat nun auch der farbenselige Meister geschwelt. Immer und immer wieder erscheinen diese edlen Rosse auf seinen Gemälden — einzeln, in Gruppen, in ganzen Schlachtreihen — in der Ruhe, auf dem Marsch, im Kampf und unter der Einwirkung furchtbarster Anstrengungen — in der Freiheit, unter dem wilden einheimischen Reiter wie unter dem disziplinierten europäischen Soldaten. Der Künstler ward nicht müde, die Einwirkung des Sonnenlichts unter den verschiedensten Verhältnissen auf die Färbung der Tiere, ihrer Schabracken, ihres Lederzeuges zu studieren, dabei Himmel und Erde in seine koloristischen Versuche einzubeziehen. Eine nach seinem Tode veranstaltete Sonderausstellung zu München hat Faber du Faur als einen ausgezeichneten Koloristen kennen gelehrt, wobei sich der bekannte Maler orientalischer Pferde auch sonst als nicht zu unterschätzender Orientmaler offenbarte. Als sein Kollege auf diesem Gebiete ist der trocken registrierende *Wilhelm Gentz* zu nennen, der den deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach Palästina begleitete und dessen Einzug in Jerusalem malte. Als eigentlicher Tropenmaler darf *Eduard Hildebrandt* (1818 bis 1868) bezeichnet werden, der eine Reise um die Welt unternommen hat.

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. I. 6. Aufl.

19

Als Pferdemaler reihen sich Faber du Faur die beiden Frankfurter *Adolf Schreyer* (1828—99) und *Teutwart Schmitson* (1830—63) würdig an. Schreyer sticht koloristisch hervor, Schmitson überwältigt geradezu durch die groß angeschauten Formen, durch die Plastik, das zuckende Leben und die natürlichen Bewegungen seiner Pferde und Rinder, sowie durch die glänzende Lösung des Raumproblems (Abb. 244).

Neben diesen beiden großen Frankfurter Malern mag ihrem Landsmann und Zeitgenossen *Anton Burger* (1825—1905) ein wohlverdientes Plätzchen angewiesen werden. Jene zog es in die weite Welt hinaus, Schmitson nach Berlin, Wien und Italien, Schreyer nach Paris und gar nach Kleinasien und Nordafrika, dieser blieb still daheim oder wanderte höchstens nach Kronberg im Taunus und verliebte sich nach echt Frankfurter Art in die vielen köstlichen Farben-, Beleuchtungs- und Stimmungswunder des alten deutschen Stadtbildes. Er malte enge Gäßchen, den schönen, breiten Fluß, den hochragenden Dom und bevölkerte seine Stadt- und Straßenbilder mit einer liebenswürdig dazu eingestimmten Staffage. Seine zarten kleinen Bildchen atmen eine trauliche Stimmung, die jedem Deutschen unfehlbar zu Herzen gehen muß. Sie lassen in unserer Seele Saiten erklingen wie etwa die Romane von Wilhelm Raabe (Abb. 245). Unsagbar fein ist seine „Landschaft mit den drei Damen“ (in Frankfurter Privatbesitz), die auf der Jahrhundertausstellung in Berlin ausgestellt war. Diesem Bilde fehlt auch die unangenehm glasige Überschicht, die sonst bei Burgerschen Gemälden häufig so störend wirkt. Mit Burger eng verwandt erwies sich *Jakob Fürchtegott Dielmann* (1809—85), der Begründer der Frankfurter Künstlerkolonie zu Kronberg im Taunus. Ein gut Stück an malerischer Kraft und Frische der Auffassung über beide hinaus gelangte dank seiner Pariser Schulung der einstige Frankfurter Rechtsanwalt *Karl Peter Burnitz* (1824—86) in seinen prachtvollen Landschaften. Im Anschluß an die Frankfurter sei schließlich



Abb. 244 Pferde im Schnee von Teutwart Schmitson Prag, Privatbesitz
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

auch der Hanauer *Georg Cornelius* (1825–98)¹⁴⁴) und *Friedrich Karl Hausmann* (1825–86) gedacht, von denen letzterer durch seinen „Galilei vor dem Konzil“ bekannt wurde.

Unter den Düsseldorfer Koloristen ragt der Geschichtsmaler *Peter Janssen* (1844–1908) hervor, ebenso der Genremaler *Klaus Meyer* (geb. 1856), der dorthin aus München kam, wo er Schüler von Ludwig Löfftz gewesen war. Moderner erwies sich *Richard Burnier* (1826–84), ebenso *Ludwig Hugo Becker* (1833 bis 1868), der es bereits wagte, seine Staffelei im Freien aufzustellen und ein Stück Landschaft unter der Einwirkung grellen Sonnenlichtes naturgetreu wiederzugeben. In seinen früheren größeren landschaftlichen Gemälden, in denen auch die menschliche Staffage mehr zur Geltung kommt, schlug Becker gelegentlich auch gemütvolle, um nicht zu sagen empfindsame Töne an und berührte sich dann mit dem in Württemberg geborenen, aber in Düsseldorf tätigen *Theodor Schüz* (1830–1900), einer in künstlerischer wie in menschlicher Beziehung ausgesprochenen Persönlichkeit von großer Liebenswürdigkeit. Genügt auch das grell bunte Kolorit unserem verwöhnten Auge gegenwärtig nicht mehr, so vermögen wir uns der echt deutschen und gemütvollen Grundstimmung, die geradezu an Ludwig Richter erinnert, dennoch nicht zu entziehen (vgl. die Kunstreihen). Als ein strenger, ernster und großer Porträtmaler, der in seinem kurzen Leben bleibende Werte schuf, ist *Johann Martin Niederée* (1830–53) zu betrachten.

In der Schweiz ragte der Tier- und Landschaftsmaler *Rudolf Koller* hervor (geb. 1828 in Zürich, gest. ebenda 1905), der in seiner Jugend ein Krautfeld oder einen Ahorn in impressionistischer Studie glücklich festzuhalten wußte, sich später aber mehr zu einer sauber durchführenden Technik bekannte. Er vermochte den konstruktiven Aufbau des Tieres, seine augenblicklichsten Bewegungen, die Rassenunterschiede und individuellen Merkmale, endlich die Widerspiegelung des tierischen Seelenlebens im Gesichtsausdruck, in den Ohren- und Schweifbewegungen vorzüglich aufzufassen und wiederzugeben¹⁴⁵) (Abb. 246). In dem andern großen Schweizer Maler jener Generation, *Ernst Stückelberg* (geb. 1831 in Basel, gest. ebendaselbst 1903), scheint ein altdeutscher Meister, etwa vom Schlag Ambergers, wiedergeboren zu

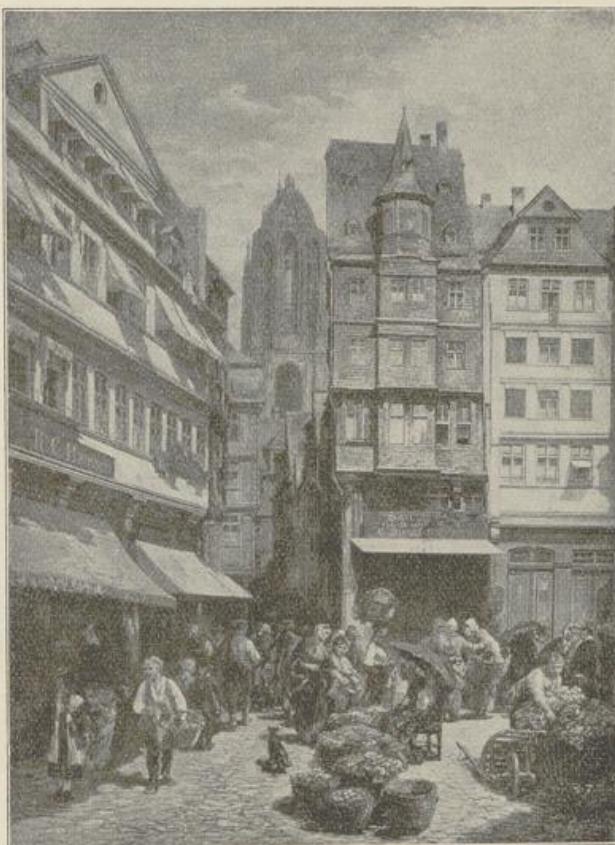


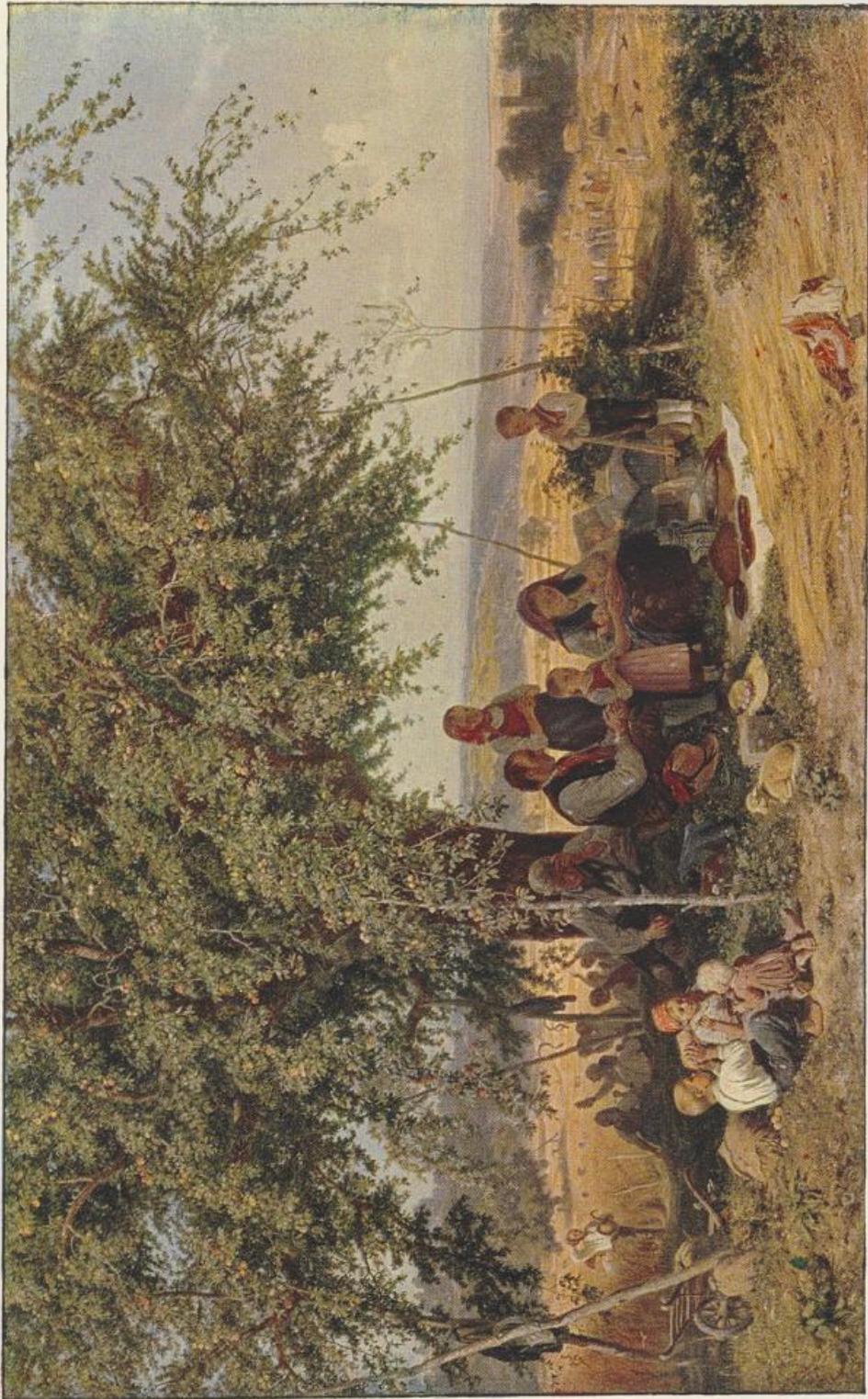
Abb. 245 Römerberg von Anton Burger
Frankfurt a. M., Städtisches Kunstinstitut
(Nach Photographie Bruckmann, München)



Abb. 246 Idylle von Rudolf Koller
(Nach Photographie O. Felsing, Berlin)
(Zu Seite 291)

sein. Seine Bildnisse atmen eine kräftige leibliche Gegenwart. Sie sind klar in der Farbe, großzügig in der Anordnung, treuherzig in der Erfassung des Seelenlebens. In altdeutscher Weise sind sie sehr hell gemalt mit wenig Schatten und besitzen daher keine besonders kräftige Plastik der Modellierung. Je nach der Individualität des Darzustellenden ist aber jedes Bildnis koloristisch verschieden behandelt. Dabei macht sich eine naive Freude an der buntfarbigen Einzelerscheinung der Natur geltend, der entsprechend ein Blatt, eine Blume, ein Schmetterling in die Porträtkomposition einbezogen ist (Abb. 247): „Knabe mit Blatt. Gelbgraue Jacke mit schwarzen Litzen. Derselbe Ton in den Schatten des Gesichtes. Braunes Haar. Das Blatt eintöniges Grün mit helleren Rippen. Im Hintergrund die starke Bläue des Himmels mit weißen Wölkchen. — Bez. unten links braun: E. Stückelberg (1874).“ (Katalog der Berliner Jahrhundertausstellung.)

In Wien wagte den Aufstieg zu den höchsten Höhen der Kunst *Karl Rahl* (daselbst 1812 geb., 1865 gest.), der eine Mittelstellung zwischen den Münchener Malern Kaulbach und Piloty einnimmt. Rahl scheint versucht zu haben, Rubens die Fülle der Erscheinungen und Palma Vecchio den Glanz der Farbe zu entlehnen, vermochte aber der Natur nicht wahrhaft gerecht zu werden. Er ließ sich auf mythologische Darstellungen ein, sein verhältnismäßig Bestes hat er aber im Bildnis gegeben. Aus Rahls und Waldmüllers Schule ging *Johann von Straschiripka* hervor, unter dem Künstlernamen *Canon* bekannt, 1830 in Währing bei Wien geboren, 1848 bis 1855 Offizier, als Künstler im Morgenland, in Frankreich und in England tätig, dann in Karlsruhe 1860—69, in Stuttgart 1869—74 und schließlich in Wien, wo er 1885 starb — auch er ein nicht gerade bedeutender Maler mythologischer Vorwürfe, aber ein „Meister ersten Ranges“ in der Kunst, „gute Köpfe zu malen“. In der Karlsruher Kunsthalle prallt man förmlich von seinem lebensprühenden Bildnis Joh. Wilh.



Mittagsruhe bei der Ernte von Theodor Schütz

Stuttgart, Württ. Gemäldegalerie
(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann, München)

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Esslingen a. N.

Schirmers zurück, so plastisch hebt sich das rötliche Gesicht mit der stark beleuchteten Stirn von dem blaugrünen Hintergrund ab (Abb. 248). „Er besaß die gründlichste Kenntnis der alten Meister, hatte alle Galerien von Petersburg bis Madrid durchstudiert und verfügte über ein anatomisches Wissen, wie man es sonst nur bei Ärzten findet. All sein Können und Wissen verstand er auf seinen Bildern zur Anwendung zu bringen. Die Köpfe . . . waren immer mit größter Meisterschaft und seltenem Können nach der Natur gemalt, alles übrige des Bildes war mehr mit Hilfe eines umfangreichen künstlerischen Wissens hergestellt in einer manchmal übertrieben barocken und schematischen Art, wie es seine Doppelnatur verlangte.“ Der große Maler Wilhelm Trübner, dessen „Personalien und Prinzipien“¹⁴⁶) diese Charakteristik entnommen ist, nennt Canon sogar neben Feuerbach, Thoma und Leibl den einen der „vier größten Könner des Jahrhunderts“. — Während Friedrich Friedländer (1825—99) seinen Ruf als „letzter Altwiener Siltenmaler“ genießt, zeichnete sich der an den Franzosen gebildete edle, ernste, poesievolle Emil Jakob Schindler (1842—92) als Landschaftsmaler aus. Die hohen, feierlich wirkenden Bäume, die Zypresse und die Pappel verleihen seinen Gemälden das Gepräge. Aber der bedeutendste österreichische Maler jener Generation war neben Canon ohne Zweifel August von Pettenkofen (geb. 1821 in Wien, gest. daselbst 1889)¹⁴⁷). Er verdient mit Meissonier und Menzel verglichen zu werden, von denen er jenen wohl ebensosehr übertrifft, wie er hinter diesem schließlich doch zurückbleibt. Meissonier und Menzel malten ihre Soldatenbilder vom hohen vaterländisch geschichtlichen Standpunkt aus. Sie ließen darin gern — jener den Kaiser der Franzosen, dieser den großen Preußenkönig erscheinen. Pettenkofen, der selbst jahrelang Reiteroffizier gewesen war, malte den Subalternoffizier oder den gemeinen Mann. Außerdem begeisterte er sich für das Roß in jeglicher Gestalt, namentlich für das Roß der Pušta, für die Pušta selbst, ihre schwermütigen landschaftlichen Reize und ihre sonnverbrannten Bewohner (Abb. 249). Er schaute aber auch voll schlichter menschlicher Anteilnahme dem Schuster und Schneider in die Werkstatt und schlug gelegentlich Spitzwegsche Töne an. Außerdem ist er ein ausgezeichneter Porträtißt, namentlich hochgestellter Persönlichkeiten, gewesen. Im allgemeinen übertreffen seine kleinen Bildchen seine großen „Maschinen“. Immer aber wußte er geschichtliche und kostümliche Treue mit einem hochentwickelten Sinn für Farben- und Lichtstimmung zu verbinden. Er hat Probleme wie Manet und die Meister von Barbizon aufgegriffen, und sein feines Silbergrau erinnert gelegentlich geradezu an Velasquez. Es ist prachtvoll, wie Mann und Roß und Gerät auf seinen Bildern im Raum stehen und wie sie von Luft und Licht umflossen sind. Dabei opferte der gewissenhafte Künstler dem flüchtigen Reiz der Erscheinung niemals den konstruktiven Aufbau des menschlichen und tierischen Organismus. Das August von Pettenkofen-Kabinett



Abb. 247 Knabe mit Blatt von Ernst Stückelberg
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)



Abb. 248 Bildnis des Malers Johann Wilhelm Schirmer von Johann von Straschiripka, gen. Canon Karlsruhe, Kunsthalle
(Zu Seite 292)

hatten die romantische Schönheit des Hochgebirges auf die Leinwand zu zaubern versucht, reichten auch ihre groben und dabei schwächeren Mittel freilich nicht dazu aus (vgl. ihre Bilder in der Neuen Pinakothek zu München). Sie bevorzugten die kräftig in die Augen fallenden Reize der Natur, denen bis auf den heutigen Tag herab der sogenannte Tourist nachgeht und wie sie der Theatermaler älterer Schule verwertete. Mit den Landschaften der Pilotyschen Generation, mit den beiden Brüdern *Andreas Achenbach* (1815—1910) und *Oswald Achenbach* (1827—1905) in Düsseldorf, mit *Eduard Schleich* dem Älteren (1812—74) und *Adolf Lier* (1826—82) in München, auf die später *Joseph Wenglein* (1845—1919) und *Ludwig Willroider* (1845—1910) folgen sollten, gewann eine Strömung in der deutschen Landschaftsmalerei die Oberhand, die zur Zeit der Romantiker und Klassizisten nur von einer kleinen Gruppe von Naturalisten gepflegt worden war. Andreas Achenbachs Auftritt war von dem Altonaer *Ludwig Gurlitt* (1812—97), dasjenige Schleichs von dem Hamburger *Christian Morgenstern* (1805—67) vorbereitet worden. Morgensterns Beispiel führte Schleich in den Isargrund und das Dachauer Moos und erwies sich so für mehrere Künstlergeschlechter bis auf die Gegenwart herab maßgebend. Es ward fortan weder ausschließlich auf die große Linie und edle Form noch auf romantische Stimmung, sondern auf die volle, ganze und große Natur, ihre wechselnde Färbung, ihre Luft- und Lichtstimmungen sowie auf gute, lebensvolle stoffliche Charakteristik gesehen, wenn auch bei aller Naturneugier noch etwas Romantik in die neue Anschauungsweise herübergetragen wurde. Von Eduard Schleich dem

der Berliner Jahrhundert-Ausstellung gehörte wie das Spitzwegsche zu den Räumen, in denen der Besucher den reinsten und ungetrübtesten Genuss empfand. Pettenkofens Bilder vermögen auch der in malerischer Hinsicht verwöhnten Gegenwart voll zu genügen.

Einen wesentlichen Umschwung erfuhr durch die Künstler dieser Generation die Landschaftsmalerei. Jedes Geschlecht schaut die Natur mit anderen Augen an und sieht ihr andere Seiten ab. Die Klassizisten, die Rottmann, Reinhart, Koch, hatten die großen Linien, die edlen Formen ins Auge gefaßt; die Romantiker vom Schlag der Schwind und Lessing hatten in der Natur die deutsche Märchenstimmung entdeckt, andere Romantiker, wie *Etzdorf*, *Zicengauer* und dernachgeborene *Winkler*



Aufziehendes Gewitter von Eduard Schleich

München, Neue Pinakothek

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.



Abb. 249 Szolnoker Markt mit Kürbissen von August von Pettenkofer

Wien, Privatbesitz

(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

(Zu Seite 293)

Älteren geben wir eine niederdeutsche Flachlandschaft mit Windmühlen bei stimmungsvoller Abendbeleuchtung wieder (Abb. 250), außerdem (in einer Kunstbeilage) ein Gemälde aus der Münchener Neuen Pinakothek: „Aufziehendes Gewitter“. Von Adolf Lier „Die Theresienwiese bei München“, gleichfalls aus der Pinakothek, bezeichnet: „A. Lier 1882“ (Abb. 251). Das Weithingestreckte der gewaltigen Ebene¹⁴⁸) wird durch die gleichlaufenden Wagerechten wundervoll zum Ausdruck gebracht. Es herrscht eine großartige Ruhe. Nur in der Ferne tauchen die Häuser und Kamine der großen Stadt auf. Im Mittelpunkt des Bildes weidet ein Hirt seine Herde. Er ist gerade im Begriff, sie in den Nebelschwaden hineinzutreiben, der die Wiese überzieht. Im Verhältnis zu den kleinen Figürchen wirkt die Landschaft um so größer, im Gegensatz zum Getrippel und Getrappel der Tiere um so ruhiger. Hinter dem Nebelschwaden taucht mit hoch erhobenem Arme die Riesenbavaria von Schwanthaler auf, umstanden von König Ludwigs I. Schöpfung, der von Klenze erbauten Ruhmeshalle; dahinter, bereits am Horizont, der Bavariapark. Erde und Himmel, Mensch und Tier, Bauwerk und Bildwerk sind zu einem wundervollen Gesamteindruck verbunden. Die Weite und Großzügigkeit der Münchener Landschaft ist in diesem Bilde vorzüglich getroffen, fast möchte man sich zu der Behauptung versteigen, daß uns daraus die frische, herbe und nervenstärkende Luft entgegenweht, die den Aufenthalt in München so begehrwert erscheinen läßt.

Andreas Achenbach bevorzugte die norddeutsche und nordische Strandlandschaft (Abb. 252), Oswald Italien mit dem blauen Himmel, der kräftigen südlichen Sonne und den farbigen Trachten seiner Bewohner (Kunstbeilage). Wie dieser, so



Abb. 250 Abendlandschaft von Eduard Schleich dem Älteren
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)
(Zu Seite 295)

ging auch der Hamburger *Askan Lutteroth* nach Italien, an jenen schloß sich der norwegische Marinemaler *Hans Gude* an. Die Schweiz besaß an dem Genfer *Al. Calame* (1809—63) einen Landschafter, der mit hoher Meisterschaft die großartige Alpennatur seines Heimatlandes zu schildern wußte und viele auswärtige Maler dorthin zog.

Die religiöse Malerei ward und wird auf dieser Stufe der Entwicklung, abgesehen von vielen konventionell süßlichen Malern, wie *Pfannschmidt* in Berlin (1819—87), durch zwei voneinander grundverschiedene, aber gleich eigenartige Persönlichkeiten vertreten. Der im Jahre 1844 in Ungarn geborene, 1900 gestorbene Michael Lieb, der den Künstlernamen *Mihály Munkácsy*¹⁴⁹) annahm, malte anfangs in Düsseldorf Bilder aus dem ungarischen Volksleben, später in Paris solche aus der „Gesellschaft“, um 1882 mit einem Christus vor Pilatus hervorzutreten, auf den zwei Jahre später eine Kreuzigung folgte. Der Christus vor Pilatus erlebte

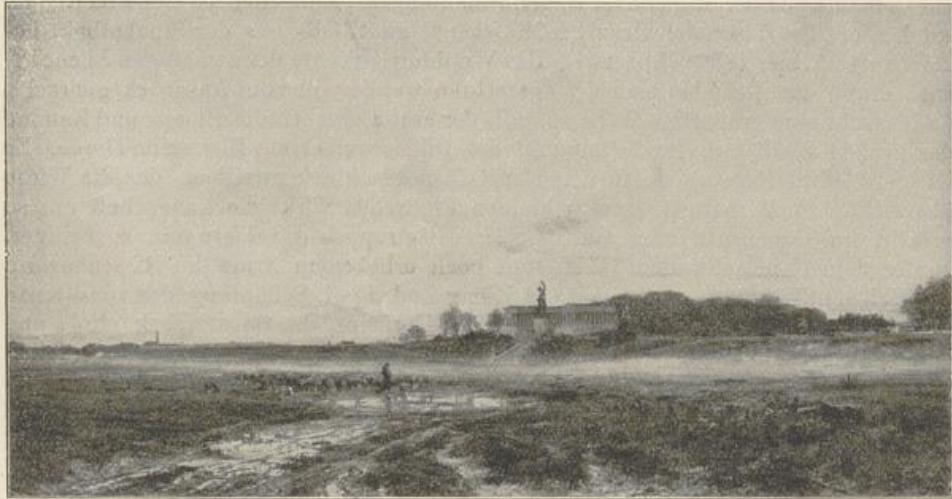


Abb. 251 Die Theresienwiese bei München von Adolf Lier
München, Neue Pinakothek
(Zu Seite 295)



Sturm in der Campagna von Oswald Achenbach

Stuttgart, Württ. Gemäldegalerie

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Ebingen a. N.



Abb. 252 Mondscheinlandschaft von Andreas Achenbach
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)
(Zu Seite 295)

einen Triumphzug durch die europäischen Hauptstädte, und wir haben alle als junge Leute staunend und bewundernd davor gestanden (Abb. 253). Man befindet sich in großmächtiger, weiträumiger Halle, die baukünstlerisch gegliedert und geschmückt, vorn kräftig beleuchtet, hinten im Dämmerlicht gehalten ist. Darin Christus, Pilatus und das Volk der Juden. Vorn die Pharisäer und Schriftgelehrten mit großen leidenschaftlichen Gebärden, hinten, durch Schranken und einen römischen Kriegsmann zurückgehalten, die erregte, heulende, schreiende, sich wild gebärdende Volksmenge. Alle aber sind von dem gleichen Wunsch beseelt, daß Christus gekreuzigt werde. Und nun Pilatus, unschlüssig, mit sich selbst im inneren Widerstreit, auf seinem prunkenden Thronsessel ein in sich zusammengesunkener armer, schwacher, zweifelder Mensch. Dagegen ihm gegenüber Christus, von wildem Todeshaß umbraust, aber in sich selbst fest, ruhig, zuversichtlich. — Das Bild übt eine bedeutende Wirkung aus. Es ist in jeder Beziehung mit den raffiniertesten Mitteln durchgeführt. Man achte nur einmal auf den Effekt, wie die Gestalt Christi von der Lanze des römischen Kriegsknechts überschnitten wird. Dann der Gegensatz zwischen der rohen Körperkraft des Kriegsknechts und der seelischen Macht Christi! — Dazu gesellt sich eine vorzügliche, an den Franzosen gebildete Mache — ein trefflicher Kolorismus, ein fein abgestimmtes Helldunkel. Betrachtet man aber das Gemälde (und sei es auch nur in der Abbildung) lange und aufmerksam, so wird man sich doch eines gewissen gequälten und gekünstelten Wesens, einer Übertreibung in allem und jedem bewußt. Es fehlt die von Herzen kommende und zu Herzen sprechende unmittelbare Überzeugungskraft. Diese besitzt in vollstem Maße



Abb. 253 Christus vor Pilatus von Mihály Munkácsy
(Zu Seite 296)

der Deutschbalte *Eduard von Gebhardt*. Kaum läßt sich ein größerer Gegensatz denken. *Eduard von Gebhardt* ist in Sankt Johannes in Esthland 1838 geboren und wurde Professor an der Akademie in Düsseldorf. Er stellte die im Neuen Testament erzählten Vorgänge aus dem Leben Jesu in seinen Tafelbildern wie in den berühmten Wandgemälden im Kloster Loccum und in der Friedenskirche zu Dresden mit einer religiösen Innigkeit und Kraft zugleich dar, wie sie in dieser Verbindung im 19. Jahrhundert kaum ein zweites Mal in die Erscheinung getreten sein dürften. Auffällig an seinen Gemälden ist die Wahl des Schauplatzes und der Trachten. Diese bot dem Künstler des 19. Jahrhunderts stets besondere Schwierigkeiten. Frühere Zeiten waren darin glücklicher, indem sie die Erzählungen der Heiligen Schrift ganz einfach so wiedergaben, wie wenn sie sich in ihren Tagen zugetragen hätten. Der Künstler des 19. Jahrhunderts aber war mit geschichtlichem Wissen zu sehr beladen, als daß er nicht gewußt hätte, daß Christus und die Seinen sich anders getragen und anders gewohnt haben als wir. Sich nun kunst- und kostümgeschichtlich in die Zeit und das Land Christi zu versenken, wie es viele Künstler, so auch Munkácsy, taten, führt schließlich doch zu keinem befriedigenden Ergebnis und lenkt vor allem von der Hauptsache ab. Da verfiel Gebhardt auf den eigenartigen Ausweg, die Umgebung Christi in die Tracht desjenigen Zeitalters deutscher Geschichte zu kleiden, das in seinen Augen vom stärksten religiösen Leben erfüllt war — des Zeitalters der Reformation. Unsere Abbildung (Abb. 254) läßt diese Eigenheit Gebhardtscher Malerei weniger hervortreten, als den Hauptzug in seinem Wesen: die urdeutsche, innige, kraftvolle religiöse Auffassung.

Zum Schluß dieses Abschnittes sollen nun zwei Künstler besprochen werden, die ihre geistige Nahrung aus so verschiedenen Wurzeln sogen und sich zu so bedeutenden, ganzen Epochen umspannenden und weit in die Zukunft herein wirkenden Persönlichkeiten auswuchsen, daß sie jeder Eingliederung in ein kunstgeschichtliches Kapitel spotten. Uns aber schien es, daß ihnen verhältnismäßig am



Abb. 254. Abendmahl von Eduard v. Gebhardt, Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)

wenigsten Zwang angetan würde, wenn sie gleichsam an der Schwelle, die von der Anlehnung an die alten Meister zur freien, selbständigen modernen Kunst führt, ihren Platz erhielten. Anselm Feuerbach und Adolph Menzel ragen über ihre, den großen Farbenkünstlern der Renaissancezeit nachstrebenden Genossen um mehr denn Haupteslänge empor. Während die anderen zumeist nach belgisch-französischen Rezepten malten, suchten und rangen sie unaufhörlich nach selbständigen und eigenartigen Ausdrucksformen. Der feststehenden Manier der anderen entspricht daher bei ihnen eine reiche und manigfaltige Entwicklung. In einer Zeit, in der die Gedankenkunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — die Gedankenkunst, die zweifellos viele eigenartig deutsche Elemente in sich enthielt, zugunsten der Nachahmung des Auslandes daran gegeben wurde, erstanden uns diese echt deutschen und aufrechten Männer, die, wenn sie sich auch willig vom Ausland beeinflussen ließen, dennoch tiefe Schätze deutschen Geistes zutage gefördert haben.

Anselm Feuerbach¹⁵⁰⁾ (Abb. 255) stammte aus einem alten und geistig bedeutenden Geschlecht, das bereits je einen großen Archäologen, Philosophen und Gesetzgeber hervorgebracht hatte, einem Geschlecht, dem aber erst der Maler den höchsten Glanz verleihen sollte. Der Maler war der Enkel des Gesetzgebers und der Sohn des Archäologen — und ein Stich ins Gelehrte und Gedankliche, ins Akademische und Klassizistische ist ihm stets eigen geblieben. Der sonst aller Autorität spottende Künstler war sein Leben lang bemüht, was sein feinsinniger Vater gefühlt und gedacht, erträumt und ersehnt hatte, in die Tat umzusetzen. Geboren wurde er — 1829 — zu Speyer, wo sein Vater damals am Gymnasium wirkte. Dieser erhielt, als der Knabe sieben Jahre alt war, auf sein Buch „Der vatikanische Apollo“ einen Ruf als Universitätsprofessor nach Freiburg i. B. So wuchs Anselm Feuerbach angesichts des Schwarzwaldes und seiner Berge auf, im väterlichen Hause umgeben von Stichen und Gipsabgüssen nach der Antike, während ihm vorm Schlafengehen der Vater selbst in seiner „plastisch weichen Art“ den Homer vorlas und ver-

deutsche. Im Jahre 1845 bezog das Wunderkind bereits die Düsseldorfer Akademie, an der er seine eigentliche Lehrzeit durchmachte, den emsigsten Fleiß an den Tag legte, zu allen damals gefeierten Düsseldorfer Größen, wie Sohn, Lessing, ja sogar Schirmer in Beziehungen trat und von dem Akademiedirektor Schadow geradezu verwöhnt wurde. Trotzdem fühlte er sich in Düsseldorf nicht befriedigt, siedelte vielmehr 1848 nach München über, wo er von Rahl Anregungen empfing, sich aber im allgemeinen einem genialischen Dolce far niente ergab. „Das Leben ist hier frei und heiter, ich bin heimisch in München, als wäre ich hier geboren. Im Englischen Garten spazieren, beim Tambosi (Kaffeehaus am Hofgarten unter den Arkaden) sitzen, gute Musik hören, ist so angenehm. Andere tun es auch, warum ich nicht? Ich kann nur Liebes und Poetisches von meinem hiesigen Aufenthalt sagen.“ Trotzdem litt es Feuerbach auf die Dauer auch in München nicht, vielmehr ging er 1850 zu Wappers nach Antwerpen und das Jahr darauf nach Paris zu Couture. Couture war der vielbewunderte Werkstattmeister, den man dort damals allgemein aufsuchte, aber der klassizistisch veranlagte und erzogene Feuerbach mußte sich ganz besonders zu jenem Künstler hingezogen fühlen, der die große antikisierende Gebärde von der Zeichenkunst des beginnenden auf die Malerei der Mitte des 19. Jahrhunderts übertragen hatte. Zugleich erkloß der deutsche Maler in dem Pariser Atelier den Gipfel technischen, im besonderen koloristischen Könnens der damaligen Zeit. Feuerbach machte geradezu eine Couture-Periode durch. In der Berliner Nationalgalerie hängt ein „Weiblicher Kopf“ von Couture aus dem Jahre 1853, vor dem der Beschauer den Zusammenhang Feuerbachs mit seinem französischen Vorbild zum Greifen deutlich empfindet. Bis hierher unterschied sich unser Künstler in seiner Entwicklung nicht sonderlich von vielen anderen deutschen Malern seiner Generation. Ließen es sich aber nun die Künstler vom Schlage eines Piloty damit genügen, so fühlte sich Feuerbach immer noch nicht befriedigt. Gerade dem Besten und Eigensten, das in ihm schlummerte, konnte ein Couture nicht Genüge leisten. Der Deutsche lechzte nach einer anderen, tieferen und innerlicheren Auffassung von der Antike, als sie ihm der Franzose trotz seiner gewaltigen Rhetorik zu geben vermochte. Ihn dürstete danach, gleich Goethe an der Quelle selbst zu trinken. Die uralte deutsche Sehnsucht nach der Antike, nach dem Süden, nach Italien, nach Rom — nach Form, Schönheit, Erhabenheit und Monumentalität hatte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt gepackt. Im Jahre 1852 wanderte er zum erstenmal über die Alpen, und der Dichter Viktor von Scheffel war des Malers Weggenoß. Auf klassischem Boden ging sein innerstes und heiligstes Sehnen in Erfüllung; in ständiger Steigerung; in Venedig, Florenz und Rom sog er die volle Schönheit italienischer Kunst, italienischer Landschaft und italienischen Menschentums in sich ein, bis er endlich in Nana, der römischen Handwerkerfrau, sein Ideal weiblicher Formenschönheit und -vornehmheit verkörpert fand. Feuerbach sehnte sich von ganzem Herzen danach, ein neuer Tizian, Veronese oder Bordone, kurz, ein Mann vom Schlage der großen venezianischen Cinquecentisten zu werden. Aber seine Seele, die zugleich deutsch und modern fühlte, widerstrebt diesem Verlangen. Er war eine problematische Natur. So sehr Feuerbach, wie kaum ein anderer, Italien liebte und zu genießen verstand, ein Rest von Heimweh nach deutscher Sprache und deutschen Menschen hat stets an ihm gelehrt. Daher begrüßte er im Jahre 1873 mit Freuden einen Ruf nach der österreichischen Hauptstadt. Aber was sollte der ernste, träumerische Schwärmer in dem lachenden, jubelnden, tanzenden Wien, und noch dazu in dem damaligen Wien Makarts?! — Enttäuscht kehrte er nach Italien zurück. Gänzlich einsam, ohne einen Freund an seiner Seite, der ihm die schönheitsdurstigen Augen hätte zudrücken können, ist er, kaum fünfzigjährig, 1880 in einem Gasthaus, dem Albergo della Luna, zu Venedig verschieden.

Unter den mannigfaltigen und grundverschiedenen Einflüssen, welche dieser unstete Wanderer zeit seines Lebens erfuhr, erlitt seine Kunst zahlreiche und tief einschneidende Wandlungen. Auf vielverschlungenem Wege entwickelte sie sich trotz mannigfacher Hemmungen dennoch siegreich in die Höhe¹⁶¹). Auf einem seiner frühesten Bilder, das noch vor die Münchener Lehrzeit fällt, einer skizzierten Allegorie aus dem Jahre 1847, sehen wir Leben und Bewegung, kräftige Kontraposte, eckig gebrochene Linien, eine ausgezackte Gesamtsilhouette. Ein Bacchuszug, der beiläufig ins Jahr 1851, das Jahr der Übersiedlung von Antwerpen nach Paris, fällt, überrascht durch Schön- und Buntfarbigkeit, stürmische Bewegung, die Anordnung einer wie zum Knäuel zusammengepackten Gruppe, die an Genelli erinnert. Vom späteren und eigentlichen Feuerbach verrät das Bild noch ebensowenig wie das vorige. Ins Jahr 1852, dessen Sommer der junge Künstler noch in Paris zubrachte, fällt dann ein Selbstbildnis, das bereits die Klaue des Löwen zeigt. Das Bild ist von hohem Augenpunkt aus genommen, weist auch eine rembrandtisch interessante Beleuchtung von rechts oben auf. Zum erstenmal übt Feuerbach hier eine merkwürdige Enthaltsamkeit in der Farbe — eine Enthaltsamkeit, die später so bezeichnend für ihn werden sollte. Im selben Jahr 1852 liefert er sich mit dem „Hafis in der Schenke“, einem trotz des sorgfältigen Aktstudiums wenig erfreulichen Gemälde, ganz an Couture aus: eine Harmonie in Gelb und Blau mit wenig Rot. Das Bildnis des Professors Umbreit von 1853 verrät mit seinem schummrigem Hintergrund in Braungrau, überhaupt in jeder Hinsicht einen stark altmeisterlichen Einfluß, wie es auch dank der kräftig herausgearbeiteten psychologischen Charakteristik einen hochbedeutenden Eindruck hervorruft. Gegen 1854 offenbart sich uns Feuerbach zum erstenmal als Landschafter mit einem äußerst flott, pastos und selbständig behandelten Gemälde. Im Jahre 1854 beginnt sich ferner in Figurenbildern ein unverkennbarer Rokokoeinschlag und eine anakreontische Stoffwahl geltend zu machen: wir erblicken Zigeuner, ein Blumenmädchen, ein Mädchen das einen Vogel beträufert, die pikante Darstellung einer Dame mit entblößtem Busen, entzückende kleine Teichlandschaften mit badenden Frauen oder sonstiger weiblicher Staffage. Wir gewahren in einer Art pompejanischer Farbenstimmung auf blauem Grunde eine blonde Tänzerin in rotem Rock und mit offenem weißen Hemd, dazu einen farbenreichen Fruchtkranz, der sehr schwer wirkt und wohl so wirken soll, um die Tänzerin leicht erscheinen zu lassen. Ist dies nicht aber trotzdem und trotz der flatternden Haare, Bänder, Röcke doch mißlungen?! — In demselben Jahre 1854 hat Feuerbach sein Selbstbildnis wie van Dyck stilisiert, indem er sich in bewegter Haltung, mit niederländischem Stulpenhandschuh, offenem Kragen und Spitzenmanschetten angetan, vor rotem Vorhang und grauem Hintergrund mit altmeisterlich dunklen und tonigen Farben darstellte. Im selben Jahre malte er die

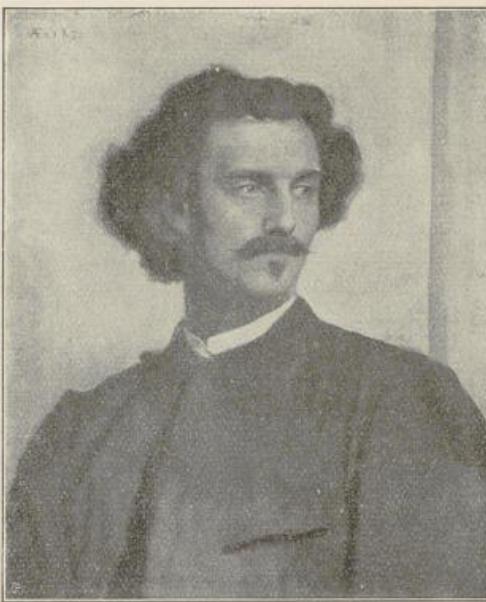


Abb. 255 Feuerbach, Selbstbildnis 1853
Berlin, Nationalgalerie
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“
(Zu Seite 299))

stürmischen, düsteren, secentistisch aufgefaßten Bilder einer „Kreuzabnahme“ und einer „Versuchung des hl. Antonius“. Im selben Jahre endlich den „Tod des Pietro Aretino“, ein Bild, das in seiner wilden Dramatik wie ein Wettkampf mit der Piloty-richtung, in den festlichen Frauengestalten und in dem Silberton aber wie ein Nachklang Paolo Veroneses wirkt (Abb. 256). Das Bild stellt den Augenblick dar, in dem Pietro Aretino, jener ebenso schamlose wie hochbegabte Satiriker der italienischen Hochrenaissance, vor Lachen über ein leichtsinniges Abenteuer einer seiner ebenso zügellosen Schwestern beim festlichen Schmause vom Stuhl fällt und sich den Hals bricht.

Unter dem Einfluß Italiens, das Feuerbach 1855 zum erstenmal betrat, wandelte, vereinfachte und monumentalisierte sich seine Kunst. Er verzichtete freiwillig auf den technisch-koloristischen Glanz, den er sich zu Paris im Atelier Coutures angeeignet hatte, um einzig und allein das Wesentliche der Erscheinung einfach, klar und groß herauszuarbeiten. Die erste reife Frucht dieses Strebens war die prachtvolle Landschaft „In den Bergen von Carrara“, die uns lehrt, daß man über dem Figurenmaler Feuerbach den Landschaftsmaler Feuerbach nicht vergessen darf. Das Charakteristische der Kalkberge, die Großartigkeit des Gebirges und die Schwere der Gewitterstimmung sind wunderbar herausgearbeitet. Die Wolken am Himmel wie die menschliche und tierische Staffage auf der Erde bringen Leben und Bewegung in das an großen und edlen geologischen Formen reiche Bild. Die Farbentstimmung ist herrlich. Das Bildnis Allgeyers, des Biographen Feuerbachs, aus dem Jahre 1857 zeigt allen früheren Bildnissen gegenüber eine entschiedene Steigerung der körperlichen Erscheinung, wie der psychologischen Charakteristik, während das äußerlich Altmeisterliche vollkommen zurücktritt. Im Jahre 1858 während des ersten Aufenthalts in Rom beginnt eine ausgesprochen venezianisch-koloristische Manier: „Dantes Tod“ und „Hamlet“. Feuerbach geht wieder stark in die Farbe, versteht es aber auch, damit psychologisch zu charakterisieren. Auf dem letzterwähnten Bilde herrscht ein leuchtendes, feuriges Rot vor, das in der Mitte des Bildes im Königsmantel aufleuchtet und von dem im Licht gelben, im Schatten blaugrünen Kleide der Königin wie von dem weißen, in kältere blaugrüne Schatten schillenden Gewand Ophelias eingerahmt wird, wie auch am Boden und im Hintergrund Schillerfarben wiederkehren, während Hamlet selbst mit schwarzem Gewande angetan ist. In demselben Jahre 1858 setzt noch eine andere, gleichfalls venezianisch beeinflußte Manier ein: Feuerbach verliebt sich in das römische Kind, das er in Gruppen vereinigt wiedergibt „Am Springbrunnen“, „Am Wasser“, als „Kinderständchen“. Dabei legt der Künstler den Schwerpunkt durchaus auf die zarten, knospenhaften Formen der Kinderkörperchen; merkwürdig schwermüdig und starr schauen dagegen alle diese Kinder darein. Eine Maria mit dem Jesusknaben (1860) klingt an Raffael und Andrea del Sarto an.

Im Jahre 1861 hatte Feuerbach einen Höhepunkt seiner Entwicklung erklimmen. Damals malte er Nana, die für ihn den Inbegriff römischer Frauenschönheit verkörperte, sitzend, als Kniestück, unter dem Titel der „Virginia“. Das einzige schöne Bild hängt in der Württembergischen Staatsgalerie in Stuttgart (Kunstbeilage). Es ist unseres Erachtens schlechterdings die edelste Fassung, die Feuerbach der weiblichen Halbfigur gegeben hat, mit der er sich nun so häufig und so erfolgreich beschäftigte. Ferner setzten jetzt die Iphigenienstudien ein und die Bildnisse seiner Stiefmutter, die sich durch ihre rührende Schlichtheit von den übrigen Werken seines hohen Stils unterscheiden, dadurch wieder eine Welt für sich bilden und uns auch menschlich im höchsten Grade ansprechen (Abb. 264). Im Jahre 1863 entstand die Pietà der Schackgalerie, ein wunderbares, tief ergreifendes Gemälde (Abb. 257). Den unendlich oft behandelten Vorwurf hat Feuerbach vollkommen neu und selbständig aufgefaßt und ihn mit persönlichem Empfinden durchdrungen. Die Komposition



Abb. 256 Tod des Pietro Aretino von Anselm Feuerbach, Basel, Gottfried Keller-Stiftung
(Nach Photographie Franz Hanfstaengl in München)



Abb. 257 Beweinung Christi von Anselm Feuerbach München, Schackgalerie
(Nach Photographie Hanfstaengl)
(Zu Seite 302)

gliedert sich in zwei Gruppen: hier Christus und Maria, dort die anderen drei Frauen. Oben der Fels, unten der Unterschenkel Christi bewirken die Cäsur. Der helleuchtende Leichnam hebt sich vom dunklen Fels ab, die drei farbigen Frauenerscheinungen überschneiden den Horizont. Rührend wirkt das verlorene Profil der in die Weite starrenden Frau in der Mitte. Der tiefste Schmerz, der Mutterschmerz, vermag sich nicht zu zeigen: Mariä Antlitz, an Christi Brust gepreßt, ist unsichtbar. Alle Linien gehen wunderbar zusammen, die dumpfe, diskrete Färbung ist dem Gegenstand durchaus angemessen, der Schmerz in Ton und Linie, in Körperhaltung und Gesichtszügen mit einer seltenen Ausdrucksfähigkeit und dem edelsten Maßhalten zugleich ausgedrückt. Im Jahre darauf, 1864, malte Feuerbach das koloristisch hervorragende Bild „Francesca da Rimini“. Von 1868 ist der höchst interessante „Mandolinenspieler“ ein gleichfalls durch ausgesprochen koloristische Absichten bestimmtes Gemälde, in dem das blauschwarze Haar der Italienerin zu rosa Winden und roten Granaten in interessanten Gegensatz gebracht erscheint. Aber der Versuch, den Feuerbach hier anstellt, durch den Mandolinenspieler mit Weib und Kind edles, heiteres, volles Genießen des Lebens zu versinnlichen, gelingt ihm nicht. Dagegen machen die „Lesbia“, ferner die „Im Frühling“ genannten Versammlungen von vornehmen Frauen, die im Freien die Laute schlagen, singen oder schwärmen, und vor allem der an griechische Grabreliefs anklingende „Orpheus“ trotz oder vielmehr zum Teil gerade wegen der Farbenenthaltsamkeit einen ebenso vornehmen wie stimmungsvollen Eindruck. Damals erhielt Feuerbachs Kolorit den charakteristisch stumpfen, dumpfen Alpenveilchenton. Vom Jahre 1870 ist dann wieder ein großartiges Porträt der Nana (Abb. 258). Jede Linie dieser künstlerisch herben Wiedergabe einer herb vornehmen und großartigen Frauenschönheit atmet Empfindung, Vornehmheit und Größe der Formenanschauung. Und nun setzen endlich im letzten Jahrzehnt von Feuerbachs Tätigkeit die großen, zum Teil vielfigurigen Kompositionen ein, während die koloristische Askese wiederum abnimmt. Das Parisurteil (Abb. 259) vom Jahre 1870, in Hamburg, offenbart uns, was Feuerbach als Aktmaler vermochte. Die ebenso gewissenhaft gezeichneten wie vortrefflich gemalten Akte lassen ihn als feinen Kenner und glühenden Bewunderer aller Formschönheit und Bewegungsanmut des Frauenkörpers erkennen, wie sie mit voll-

endeter Reinheit und Keuschheit wiedergegeben sind. Allein was dem Künstler zweifellos letzten Grundes vorschwebte, sich über den Charakter des „lebenden Bildes“ hinaus zu einer wahrhaft zwingenden und ohne weiteres hinreißenden Verkörperung eines poetischen Vorwurfs zu erheben, ist ihm mit dem Parisurteil u. E. nicht gelungen. Dagegen ist die „Iphigenie“ in Stuttgart eine in jedem und im höchsten Sinn gelungene Leistung (Abb. 262). In mächtigen Massen umgibt das Gewand den Riesenleib, im Verhältnis zu dem Füße und Hände — bezeichnend für Feuerbach — gar schmächtig gehalten sind. Von äußerster Feinheit ist die Perlenkette, die sich durch das dunkle, volle Haar windet. Hervorzuheben ist auch das von unserem Künstler so häufig angewandte verlorene Profil, wodurch der Eindruck des Zarten wie des Schmerzlichen wesentlich mitbedingt wird. Endlich war der Künstler hier wie in vielen seiner Gemälde bemüht, die einzig große Gebärde des italienischen Cinquecento zu erreichen. Vielleicht noch bedeutender als die Iphigenie wirkt die Medea, die mit ihren Kindern am Meerstrand sitzt, während Bootsknechte das zur Abfahrt bereite Schiff in die aufschäumenden Wellen stoßen (München, Neue Pinakothek). In dem Riesenbilde der „Amazonenschlacht“ (5×8 Meter, 1870—72) (Abb. 260) hat Feuerbach wohl den größten Anlauf genommen, dessen er überhaupt fähig war, und das Gemälde wirkt auch gegenwärtig noch jedesmal wie eine Offenbarung, wenn man vor das viel zu wenig aufgesuchte Original tritt, das nach dem Tode des Künstlers seine Stiefmutter, die damals in Nürnberg lebte, dieser Stadt zum Geschenk machte, wo es früher im Rathaus hing, dann in der Gemäldegalerie des Künstlerhauses untergebracht und jüngst daselbst in die denkbar günstigste Beleuchtung gerückt wurde. Die Amazonenschlacht ist kein Schlachtenbild im gewöhnlichen Sinne. Alle Schrecken und Entsetzen des wirklichen Krieges sind daraus verbannt. Es fließt kein Blut in dieser Schlacht! — Es war eben doch keine naturalistische Darstellung eines Ereignisses angestrebt, wie es etwa tatsächlich hätte vorsich gehen



Abb. 258 Nana von Anselm Feuerbach Karlsruhe, Kunsthalle
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. I. 6. Aufl.

20



Abb. 259 Das Urteil des Paris von Anselm Feuerbach
(Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München)
(Zu Seite 304)

können, der grausige Vorgang vielmehr auf die Höhe eines an der Antike und an der italienischen Renaissance gebildeten Stiles emporgehoben, der aber im letzten Grunde Feuerbachs persönliches Eigentum war. Der Künstler hatte gewissermaßen versucht, die Idee der Amazonenschlacht in einen gewaltigen Rhythmus von edlen und reinen Linien, Formen und Farben zu verkörpern. In diesem Sinne wirken einzelne Gestalten, Gruppen und Farbenzusammenstellungen, wie etwa der herrliche, in kühnster Verkürzung gegebene Frauenakt oder die Gruppe mit dem hoch aufbäumenden Roß, derartig überwältigend, daß man schlechterdings hingerissen wird und fast ganz übersieht, daß es dem Künstler doch nicht gelungen ist, das Riesenbild als ein einheitlich angeschautes Ganzes vor sich zu sehen und herunterzu-



Abb. 260 Amazonenschlacht von Anselm Feuerbach Nürnberg, Städtische Galerie
(Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München)
(Zu Seite 305)



Abb. 261 Das Gastmahl des Plato von Anselm Feuerbach. Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)
(Zu Seite 308)

malen, ja daß auch die stürmischste Bewegung der Amazonenschlacht wie plötzlich im Fluge gelähmt scheint. Die rollende Bewegung überzeugend zur Darstellung zu bringen, blieb Feuerbach versagt. Ein beinahe ebenso umfangreiches Gemälde wie die Amazonenschlacht lieferte der Künstler mit dem Gastmahl des Plato (Berlin, Nationalgalerie, Abb. 261). Eine frühere Fassung ohne gemalte Umrahmung im Karlsruher Museum. „Platons Dialog ‚Symposion‘ (das Gastmahl) schildert eine Zusammenkunft verschiedener Freunde und Schüler des Sokrates im Hause des Agathon, welcher seinen ersten Erfolg als Schauspieldichter durch einen Festschmaus feiert. Zugegen sind außer Sokrates und Agathon der Dichter Aristophanes, der Arzt Eryximachos, Phädrus, Pausanias und der Erzähler des Vorganges, Aristodemos. Philosophische Gespräche bilden die Unterhaltung, und zwar wird über den Begriff des ‚Eros‘ gehandelt, auf welchen jeder der Gäste nach seiner Auffassung eine Lobrede zu halten hat. Nachdem Sokrates als der letzte Redner seine tiefen Gedanken über das Wesen der Liebe dargelegt hat, erschallt Lärm von der Straße her. Alkibiades erscheint weinselig auf der Schwelle; umgeben und gestützt von den ihn geleitenden Mädchen und Sklaven, begrüßt er

den Wirt Agathon, um sich sodann, von diesem geladen, am Tische niederzulassen und mit glühender Beredsamkeit den geliebten Lehrer Sokrates zu preisen. — Diesen Wendepunkt hat unser Bild zum Gegenstand. — Die gemalte Umrahmung desselben zeigt Stier- und Widderschädel, Masken, Leier und anderes Schmuckgerät, durch Blumen und Fruchtschnüre verbunden. — Bez.: Feuerbach R(om). 73.^a Das Werk enthält große künstlerische Schönheiten. Der Gegensatz der beiden Gruppen verkörpert gleichsam zwei verschiedene Lebensanschauungen: rechts lauter große, ruhige Massen, edle Linien, einfache Bewegungen, links Kontraposte, Kurven, Gewandgeknitter, wilde, aufgeregte Gebärden sprache. Zwischen den beiden Gruppen eine starke Cäsur, die durch die Säule kräftig betont wird. Und annähernd auf der Mittelachse des Bildes die edle Dichtererscheinung



Abb. 262 Iphigenie von Anselm Feuerbach
Stuttgart, Württembergische Gemäldegalerie (Zu Seite 305)

Agathons. Dazu eine reiche und mannigfaltige und dabei dennoch zurückhaltende stoffliche Charakteristik. Die vielen überkräftigen Lotrechten, durch die Säulen, Pilaster, Leuchter und stehenden Figuren gebildet, werden durch die wuchtigen Wagerechten des vollen Rahmens wieder wettgemacht. Die ganze Vornehmheit des Griechentums hat Feuerbach in das Bild hineingemalt, aber — von antiker Heiterkeit ist auch nicht ein Hauch darin zu spüren! — Feuerbachs letztes Werk ist das nicht ganz vollendete, rührend schöne „Konzert“ in der Berliner Nationalgalerie (Abb. 263). In unnachahmlich feiner, nur Feuerbach erreichbarer Haltung lehnen sich die zarten Gestalten der Musikantinnen an die durch Ebenmaß und Formenadel ausgezeichnete, wohl Palma Vecchio nachempfundene Architektur, heben sie sich von dem goldenen Hintergrund ab, sind sie ganz von Musik und Gefühl erfüllt. Zu ihren Füßen auf der Marmorstufe liegt eine Rose. Dieses Bild ist, wie schließlich die ganze Feuerbachsche Kunst, ein Hymnus auf die Schönheit der Welt und zugleich ein Klagegesang auf die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Anselm Feuerbach hat sich niemals damit begnügt, mit schnell erraffter Technik Bilder herunterzumalen, vielmehr sein Leben lang gerungen und nach Stil gestrebt, und es gelang ihm auch, sich einen strengen und großen Stil zu erarbeiten, der unsere Bewunderung verdient und seine Schöpfungen turmhoch über die Produktion seiner Zeit erhebt. Seine Kunst ist so hoch und hehr, so stolz und keusch, so rein und klar, so bedeutend und auch von so ausgesprochen eigenartiger Prägung, daß sie sich in allem Wechsel des Geschmacks siegreich behaupten wird als die eines der edelsten, größten und liebenswürdigsten deutschen Künstler des ganzen 19. Jahrhunderts. Allein zeit seines Lebens blieb er ein unberühmter Mann, und nach seinem Tode war es nicht sein gemaltes Werk, sondern ein „sprachliches Kunstwerk“ — das „Vermächtnis“ —, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn hinlenkte. Das Buch mußte erst



Abb. 263 Das Konzert von Anselm Feuerbach
Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photographie Hanfstaengl)

zu den Bildern führen! — „In dem schriftlichen Nachlasse Anselm Feuerbachs befand sich eine Mappe mit der Überschrift: Aus meinem Leben, von Anselm Feuerbach. Heidelberg, im Frühjahr 1876. Dieselbe enthielt Aufzeichnungen über seine Jugend und über die verschiedenen Perioden seiner künstlerischen Entwicklung je nach den Orten und Schulen, welche er der Reihe nach besucht hatte, sowie Berichte über seine Wirksamkeit als Künstler in Italien, Deutschland und Österreich. Außer diesen persönlichen Eröffnungen fanden sich in einem besonderen Umschlag eine Anzahl kleiner Aufsätze über künstlerische Fragen, Grundsätze und Einrichtungen, nebst einer Sammlung von Aphorismen vermischt, unter dem Gesamttitle: ‚Anhang.‘ Von diesen Schriften waren einige ganz, andere mehr oder weniger ausgeführt, manche auch nur flüchtig hingeworfen. Dennoch ist es unzweifelhaft, daß der Autor eine spätere Vollendung und Veröffentlichung derselben im Sinne trug; dafür bürgen nicht nur verschiedene Stellen in den Aufzeichnungen selbst, sondern auch mehrere Entwürfe zu Vorreden, welche den Papieren beigelegt waren.“ So beginnt das Geleitwort, welches die Mutter dem Vermächtnis vorangestellt hat, jene edle und hochherzige Henriette Feuerbach (Abb. 264), die in unwandelbarer Treue und seltener Feinfühligkeit mit dem Stieftothe alles Leid und jede höhere Freude seines Künstlerdaseins teilte und nach seinem Tode, durch den Verkehr mit hervorragenden Gelehrten und eigenes Studium gebildet wie im besonderen in literargeschichtlicher Arbeit geübt, jene zerstreuten Aufzeichnungen durch geschickte Redaktion und, indem sie an geeigneter Stelle Briefe des Künstlers an seine Familie einflocht, zu dem klassischen Literaturdenkmal des Vermächtnisses verdichtete, wobei sie nach den neuesten Forschungen mit strengster Genauigkeit vorging und worin sich nach ihrer eigenen Aussage „kein Wort findet, welches nicht von ihm herrührt“. Schließlich deckt sich das Vermächtnis dem Stimmungsgehalt nach auch mit den Werken des Künstlers, der eine edle und hochfliegende, aber auch (schon vom Vater her) leicht verletzliche Seele in seinem Busen trug. Es lag u. E. nicht nur an den Verhältnissen der Zeit, die, von Makart berauscht, seiner ernsten und innerlichen Kunst mit dumpfer Verständnislosigkeit oder gar spöttischer Ablehnung gegenüberstanden, sondern auch an ihm selbst, dessen Wollen und Können, wie oben gezeigt wurde, selten restlos ineinander aufgingen — an ihm selbst, dem es an Unmittelbarkeit gebrach und dessen Schöpferkraft nicht immer seinen auf die höchsten Dinge gerichteten Absichten gewachsen war, wenn Anselm Feuerbach sich ewig unbefriedigt fühlte¹⁵²). Ein Zug von Mühseligkeit und innerer Qual zieht sich fast durch sein gesamtes Schaffen. Am glücklichsten war er nach unserer Auffassung in kleineren Gemälden von wenig Figuren, in schlichten, idyllischen Szenen, oder aber wenn er die tiefe Pein seiner Seele in der Verkörperung gleichgestimmter Persönlichkeiten der antiken oder christlichen Mythologie ausschütten konnte, wie in der Iphigenie, der Medea oder der Pietà. Am allerglücklichsten, wenn er Nana, die römische Handwerkerfrau, ohne irgendwelchen geschichtlichen Vorwand, lediglich um ihrer eigenen vornehmen Schönheit willen, malte. Es ist ein herrliches, einzig schönes Gemälde, voll Anmut und Hoheit, vorzüglich gezeichnet und prachtvoll im Kolorit zusammengestimmt, dieses Nanaporträt, das wir in einer farbigen Abbildung bringen. Blauschwarzes Haar und lila-schwarzes Gewand umrahmen die südländisch gelbe, aber äußerst zarte Fleischfarbe. Besondere Akzente bildet das Gold im Haar, am Ohr und in der Kette, die den edlen Hals umfließt. Köstlich ist die Harmonie zwischen dem lachsroten Fächer, dem weißen Tuch und den Händen. Natürlich vermag unsere Abbildung, so vortrefflich sie ist, den feinsten Duft dennoch nicht wiederzugeben, der eben allein von dem Original selbst ausgeht.

So hoch sich Feuerbach über den Durchschnitt seiner Tage erhob, so stimmte er dennoch im letzten Grunde mit den Absichten



Weibliches Bildnis (Nana) von Anselm Feuerbach
Original im Besitz des Herzogs Wilhelm von Würtemberg

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.



Abb. 264. Bildnis seiner Stiefmutter von Anselm Feuerbach
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

und Idealen der historisch-koloristischen Stilkunst seiner Zeit überein. Auch er war „Historienmaler“. Nur daß er alles, was die Zeit anstrebte, in einem tieferen Sinne ersehnte. Wie einst Rethel die zeichnerische, so krönt seine Kunst die koloristische, die letzte vormoderne Periode deutscher Malerei des 19. Jahrhunderts. Ja, mehr als dies, sein Schaffen vereinigt in großartiger Zusammenfassung die Absichten der koloristisch-historischen Periode mit den auf großen und strengen Stil gerichteten Bemühungen der vorhergehenden Cornelianischen Epoche.

Dem größten süddeutschen sei der größte norddeutsche Künstler jener Entwicklungsstufe gegenübergestellt: *Adolph Menzel*¹⁵³. Wenn er auch bereits 1815 geboren wurde, also etwa ein Jahrzehnt vor den ältesten deutschen Malern, die in diesem Kapitel zur Besprechung gelangten (vgl. S. 255), und wenn er andererseits auch mit einem erklecklichen Teil seines über alle Maßen umfangreichen Gesamtwerkes, und zwar mit geradezu hervorragenden Arbeiten bereits der Moderne an-

gehört, so beruht seine Bedeutung unseres Erachtens dennoch vornehmlich auf dem Beitrag, den er zu der historischen Kunst lieferte. Sein Name wird für alle Zeiten mit dem seines Helden, Friedrichs des Großen, in eins verschlungen fortleben. Wenn Goethe sagt: „Alles Glück eines Kunstwerks beruht auf dem prägnanten Stoffe, den es darzustellen unternimmt“, so hatte unser Künstler wahrlich einen prägnanten Stoff gefunden. (Goethe, Aus einer Reise in die Schweiz, 1797, 6. Juni.) Darüber hinaus gilt uns Menzel als der ausgesprochen norddeutsche Künstler. Er verkörpert geradezu die norddeutsche Wesensart aus vorrevolutionärer Zeit: den kühlen Verstand, den strengen, etwas harten Lebensernst, das eiserne Pflichtgefühl, die zupackende Erfassung der Wirklichkeit, den politisch-patriotisch-militärischen Sinn und den scharfen, sarkastischen Witz. Die Tugenden, welche die Chodowiecki, Krüger und namentlich Schadow ausgezeichnet hatten, erscheinen, aufs höchste gesteigert, in Menzel wieder. Was Begas in bombastisch-allegorischer, Anton von Werner in allzu nüchterner und äußerlicher Auffassung versuchte, das vermochte Adolph Menzel zu geben: eine wahrhaft künstlerische Verkörperung norddeutschen, stramm preußischen Wesens. Und doch durchwehten die Seele dieses geborenen Schlesiers, der auch in der preußischen Hauptstadt seiner einheimischen Mundart allezeit treu geblieben sein soll, bisweilen süddeutsche Empfindungen, die sich in seiner Vorliebe für bayerische und österreichische Barockkirchen, überhaupt für den künstlerischen Reiz des katholischen Gottesdienstes äußerten sowie in seiner Anhänglichkeit an die Stadt München — eine Anhänglichkeit, die über seinen Tod hinaus in der Familie Überlieferung blieb und seine Schwester, Frau Krigar-Menzel, bewog, eine ganze Reihe von Gemälden und Handzeichnungen des Meisters den Münchener Sammlungen zu überlassen.

Menzel hat das Licht der Welt in Breslau erblickt, siedelte aber mit seinem Vater, einem Lithographen, bereits 1830, also fünfzehnjährig, nach Berlin über, wo er sich ohne regelrechten Unterricht völlig aus sich selbst heraus zum Künstler bildete. Er zeichnete und er lithographierte, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Der Jüngling Menzel, der Zeitgenosse der Romantiker, hat Arabesken gezeichnet und wie Neureuther aus Blumengewinden Menschen entwickelt. Mit einem so romantischen Stoffe wie „Künstlers Erdenwallen“ trat er zum erstenmal bedeutsam hervor.

Im Jahre 1836 veröffentlichte er dann „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte“, zwölf Blätter in Steindruck. Damit betrat er zum erstenmal das Gebiet, auf dem er nachmals Unsterbliches leisten sollte. Was Piloty und viele andere neben und nach ihm vergeblich versuchten, die Menschen vergangener Jahrhunderte im Bilde wieder erstehen zu lassen, das hat Menzel vermocht. Die Maler vom Schlag des Piloty waren im Gewand und im Gerät, in einer hohen Theaterkunst, im gemalten lebenden Bilde, man möchte heutzutage sagen: im Kino stecken geblieben, auch zersplitten sie ihre Kräfte, indem sie nach allen möglichen Sternen zugleich griffen. Menzel sammelte seinen Geist auf eine Zeit und auf einen Helden. So gelang es ihm, eine längst entchwundene Epoche, das Zeitalter Friedrichs des Zweiten, des Großen, des Einzigen, mit vollendet kostümlicher, szenischer, architektonischer Treue und zugleich mit größter zeit- und volkspsychologischer Schärfe aufs Papier, auf die Leinwand, auf den Holzstock zu zaubern. Dabei ging er mit einem wahren Bienenfleiß, einer geradezu archäologischen Gewissenhaftigkeit vor, zeichnete, was er an Bildnissen, Kostümvorlagen, Mobiliar — las, was er an Kostümbüchern, Bekleidungsvorschriften, Exerzierreglements auffinden konnte. Er hätte sehr wohl mit einem Korporal aus des alten Fritzen Tagen über Bekleidung und Ausrüstung sämtlicher preußischer und österreichischer, russischer und französischer Regimenter der damaligen Zeit rechten können! — Es ist ferner bezeichnend für Menzel, daß er z. B.

den Schädel Winterfeldts aufs sorgfältigste studiert hat. Und nun trat zum Fleiß das Genie hinzu, zur analysierenden die synthetische Tätigkeit, zum geistigen Aufnehmen das innere Schauen, eine reich entwickelte Einbildungskraft, ein ohnegleichen schöpferisches Phantasieleben. Menzel ließ sein riesiges Studienmaterial niemals Herr über sich werden, sondern wußte es sehr wohl zu meistern, seinen höheren Zwecken dienstbar zu machen, ordnete es seinen Hauptabsichten unter und in das Ganze seiner Geschichtskompositionen ein. So gelang es ihm, Friedrich den Großen und seine Generale und sein Heer und sein Volk und seine ganze Zeit mit allem Edlen, Hohen und Holden, das in ihr lag, trotz dem genialsten Historiker vor dem Angesicht der Nachwelt wieder aufleben zu lassen. Es sind weder Schemen, noch in alte Prachtgewänder verkleidete Modelle, die uns in seinen Werken entgegentreten, sondern die alten Helden der preußischen Geschichte scheinen leibhaftig mit ihrem ganzen Denken und Fühlen auferstanden zu sein.

Horace Vernet hatte eine französische Geschichte Napoleons mit Holzschnitten in kleinem Format illustriert. Ein findiger Berliner Verleger plante etwas Ähnliches in Bezug auf Friedrich den Großen. Und Franz Kugler, der politische Geschichtsschreiber und vortreffliche Kunstgelehrte, der Lehrer und entscheidende Anreger Jakob Burckhardts, war zur Abfassung dieses Buches ausersehen. Es ist sein Verdienst, Menzel zu den Illustrationen vorgeschlagen zu haben. Auch für den Holzschnitt war dieses Werk von weittragender Bedeutung, da sich Menzel eine eigene Holzschniderschule für die Illustrationen heranzog, in denen er Friedrich den Großen von der Wiege bis zur Bahre begleitete und alle bedeutenden Ereignisse seines Lebens in knapper, klarer und so selbstverständlich sachlicher Weise schilderte, daß man darüber Kunst und Künstler vergißt und nur an die dargestellte Handlung denkt. Unsere Abbildung (vgl. Abb. 265) gibt die bekannte Episode wieder: Zieten antwortet dem alten Fritz auf dessen Frage, ob er sich etwa einen neuen Alliierten verschafft habe: „Nein, nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht.“ — Das Buch geht illustrativ weit über das französische Vorbild hinaus und war, namentlich in Preußen, zum Volksbuch im besten Sinne des Wortes geworden. Lange Jahre, ehe ich von einem Künstler Menzel etwas wußte, war es für mich als Knaben jedesmal ein Fest, wenn mir mein Vater dieses Buch in die Hand gab. — Die erste Auflage erschien 1840. In demselben Jahre ließ Friedrich Wilhelm IV. eine Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen vorbereiten,



Abb. 265 Friedrich der Große und Zieten von Adolph Menzel
Holzschnitt aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen

und Menzel erhielt wiederum den Auftrag, 200 Kopfleisten, Vignetten und Schlußstücke dazu zu entwerfen, die ebenfalls im Holzschnitt vervielfältigt werden sollten. Der Künstler trug der wesentlichen Verschiedenheit dieser Aufgabe Rechnung und löste sie geradeso erschöpfend wie die vorige. Dort handelte es sich um ein Volksbuch. Dementsprechend zeichnete er anschauliche, leicht verständliche Bilder, die zumeist Ereignisse darstellen. Hier galt es, Zeichnungen zu schaffen, die feinere und gebildetere Geister fesseln und ergötzen könnten. Deshalb bewegte sich der Künstler in den Vignetten zu den Werken Friedrichs des Großen in der Allegorie, die er in dem Volksbuch nur vereinzelt angewandt hatte. Die sozusagen körperlosesten, geistigsten Gedanken erhalten Körper, Fleisch und Blut. Menzels „Esprit“ erwies sich dem Esprit des großen Königs und seines graziösen Zeitalters vollkommen kongenial.

Um die Mitte des Jahrhunderts ward der Zeichner Friedrichs des Großen zu dessen Maler. Er malte Friedrich den Großen auf Reisen — Erste Begegnung Friedrichs mit Joseph II. in Neisse — Friedrich bei Hochkirch — Friedrichs Tafelrunde (Abb. 267) in Sanssouci und das Flötenkonzert Friedrichs des Großen (Abb. 266). „In dem mit Pesneschen Panneaux geschmückten und durch Kerzen erleuchteten Konzertsäale des Schlosses zu Sanssouci spielt König Friedrich in kleinem Hofzirkel die Flöte im Streichquartett. Er hat das Instrument an den Lippen und beendet eine Kadenz, während die Akkompagneurs den Wiedereinsatz abwarten; am Klavier Philipp Emanuel Bach, ... an der Wand rechts lehnt Quanz, des Königs Flötenmeister. Im Hintergrunde auf rotem Sofa Prinzessin Wilhelmmine, die Schwester des Königs, ... auf der anderen Seite Prinzessin Amélie mit dem Fächer, die neben ihr sitzende Hofdame anblickend...“

Die Tafelrunde in Sanssouci 1750 (Abb. 267) beschreibt derselbe Jordansche Katalog: „Der jugendliche Monarch, quervor am Tische, dem Beschauer gerade gegenüber, unterhält sich beim Dessert mit Voltaire, welcher links als Zweiter vom Könige neben dem auf das Gespräch lauschenden General v. Stille sitzt und lebhaft gestikuliert; auf Voltaire folgt Mylord Marishal, mit seinem vom Rücken gesehenen Nachbar sprechend, neben welchem ein Windhund unterm Tische hervorkommt, sodann am vordersten Platz nächst dem Beschauer der Marquis d'Argens in Unterhaltung mit Herrn de la Mettrie; an dessen rechter Seite General Graf Rothenburg, Chef des 3. Dragoner-Regiments, welcher ebenso wie der sich über den Tisch vorneigende Graf Algarotti und sein Nebenmann, der zur Linken des Königs sitzende Feldmarschall Keith, in seinen Mienen den Eindruck der witzigen Bemerkungen Voltaires widerspiegelt. Im Hintergrunde sechs Lakaien teils aufwartend, teils mit Abräumung der Tafelreste beschäftigt. Das Zimmer, der runde Speisemittelsaal in Sanssouci, ist mit rot gemustertem orientalischen Teppich ausgelegt; von den zwei Türen, welche sichtbar sind, öffnet sich die zur Rechten nach der Terrasse.“ Beide Gemälde sind koloristisch auf Purpurrot gestimmt, das beim Konzert in Stühlen und Sofa, bei der Tafelrunde im Teppich am reinsten erhalten ist, in den Kostümen vielfach anklingt und auch in den Gesichtern die entscheidende Rolle spielt. Daneben Orange, Grau der Architektur usw. Friedrich trägt blaue Uniform mit roten Aufschlägen. Beide Male ist Friedrich mit den Mitteln einer ungewöhnlich klugen und dabei dennoch nicht aufdringlichen Komposition durch Linienführung, Farbenwirkung und Beleuchtung als Hauptperson klar und deutlich hervorgehoben. Beim Flötenkonzert steht nur er, ohne eine Überschneidung zu erleiden und ohne mit anderen Personen oder Gegenständen eng zusammengefügt zu sein, allein für sich im luft- und lichterfüllten Raum. Und wenn sich seine Gestalt auch nicht auf der senkrechten Mittelachse der Komposition befindet, so ist die rechte größere Partie ins Dunkel getaucht, die linke hell beleuchtet, so daß sie sich doch wieder die Wage halten. Bei der Tafelrunde bildet Friedrichs



Abb. 266 Flötenkonzert Friedrichs des Großen von Adolph Menzel Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)

Erscheinung annähernd den Mittelpunkt des Ganzen. Der Kronleuchter deutet gerade auf sein Haupt herunter. Die Tafelgäste aber bilden rechts und links in rhythmischem Auf und Ab zwei Reihen von Gestalten, die nach hinten in den stehenden Dienern auslaufen, die ihrerseits, Friedrich umklammernd, diesen erst recht herausheben, wie auch der Gast gegenüber gerade erst durch seine Neigung zur Seite den Blick auf den König freigibt. Das Sieghafte und Bezwingernde des geborenen Herrschers tritt auch bei Tisch und Spiel in seinen Augen, in seinem Haupte, in seiner ganzen Erscheinung überzeugend hervor. Alle anderen Personen empfangen gleichsam erst von ihm ihren Platz, ihr Recht und ihre Bedeutung. Die feine Geistigkeit aber, die dieses Hofleben erfüllt hat, durchweht und belebt alle Räume. Andererseits ist auch das Räumliche wieder im rein bildkünstlerischen Sinne wunderbar herausgearbeitet. Desgleichen die Beleuchtung und die Tagesstimmung. Bei der Tafelrunde ist es Nachmittag, ist es eben Tag, und durch die offenstehenden Flügeltüren wird dem Besucher auch ein Blick in den unmittelbar anstoßenden Park vergönnt. Park und Saal bilden ein einziges Ganzes höchster Kultiviertheit. Bei dem abendlichen Flötenkonzert ist dagegen der Innenraum gegen die Außenwelt streng abgeschlossen und das Weben des von künstlichem Licht erfüllten Prunkraumes mit geradezu wunderbarer Kunst zum Ausdruck gebracht. Der in zahlreichen Kerzen erstrahlende Glaskronleuchter mit seinem Flimmerlicht ein malerisches Meisterwerk feinster Art. Die Tafelrunde und das Konzert, 1850 und 1852 datiert, bilden heute noch Hauptwerke der Berliner Nationalgalerie. Einen besonders tiefen Eindruck macht das große Ölgemälde derselben Sammlung „Die Ansprache Friedrichs des Großen an seine Generäle am Abend vor der Schlacht bei Leuthen“, das in Menzels Werkstatt bis zu seinem Tode gehangen, und das er sich niemals hatte entschließen können zu vollenden. Sind alle jene Bilder aber koloristisch und namentlich hinsichtlich der Beleuchtungswirkung geradezu hervorragend für ihre Zeit, so sichert ihnen der psychologische und kulturgeschichtliche Gehalt unvergängliche Bedeutung für alle Zeiten. Was weder dem Zeitgenossen des Königs, dem gewissenhaften Zeichner Chodowiecki, noch dem idealistischen Bildhauer Rauch gelungen war, eine erschöpfende bildkünstlerische Vorstellung von Friedrich dem Großen und seiner Zeit zu liefern, vollbrachte Menzel. Seine Bedeutung als nachgeborener Maler und Zeichner des großen Königs ist unvergänglich. Merkwürdig, wie sich der Künstler dabei mit den launischen Rokokoformen und Rokokokostümen abzufinden wußte. Man stößt nie auf einen Mißton, man erhält niemals den peinlichen Eindruck des Gemachten oder Nachgeahmten. Menzel studierte eben den alten Stil mit vollendetem kunstgeschichtlicher Treue, mit außerordentlichem künstlerischen Feingefühl und mit einzigartiger geschichtlicher Anempfindungsfähigkeit, aber er suchte ihn nie weiterzubilden oder gar zu übertreiben. Das Verständnis und die Liebe, die er als Darsteller Friedrichs für den prickelnden Farben- und Beleuchtungsreiz des Innenraums im Rokokogeschmack gewann, führte ihn auch auf seinen sommerlichen Reisen nach dem deutschen Süden in die Rokokokirchen zu München, Salzburg und im Vorgebirge und gab so Veranlassung zu manch hervorragend schönem Gemälde.

Mit dem Regierungsantritt König Wilhelms ward der Maler der friderizianischen Vergangenheit zum Maler der Gegenwart. Er malte die Krönung in Königsberg und lieferte damit nicht, wie die Vernet und Werner, ein großes Zeremonienbild, sondern wahrhaftig ein Gemälde, auf dem alle Pracht der Uniformen, Ordensabzeichen und Toiletten mitsamt dem Innenraum zu einem farbigen Ganzen verschmolzen ist, aus dem sich aber trotzdem jedes einzelne Bildnis lebensvoll und eigenartig heraushebt, und das hinwiederum insgesamt den überzeugenden Eindruck einer feierlichen Handlung hervorruft. Er malte



Abb. 267 König Friedrichs des Großen Tafelrunde in Sanssouci 1750 von Adolph Menzel
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg)
(Zu Seite 314)

ferner „König Wilhelms Abreise zur Armee am 31. Juli 1870“ (Abb. 268). Der König fährt in Berlin die Straße „Unter den Linden“ entlang, von allen Seiten ehrfurchtsvoll begrüßt. Der König dankt schlicht und ernst, die Königin an seiner Seite weint in ihr Taschentuch hinein. Und nun ist es dem Künstler zum Erstaunen gut gegückt, das einstmalige Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Volk und Fürsten mit der altpreußischen Besonderheit von tief gefühlter Achtung auf der einen und einer gewissen Zurückhaltung auf der anderen Seite zum Ausdruck zu bringen. Später stellte Menzel den König und Kaiser auch als Friedensfürsten, Cercle haltend, dar und begeisterte sich überhaupt für den malerischen Reiz des Empfangssaals mit den flimmernden Kerzen, den entblößten Schultern, glänzenden

Toiletten und gezwungen lächelnden Herren- und Damengesichtern, wobei er, wie auch sonst, der ihm angeborenen Neigung zur Neckerei und gelegentlich zum Spott keinen Zwang auferlegte. Mit denselben unerbittlich scharfen Maleraugen wie in die Säle der Fürsten und Vornehmen sah er auf das Gelümmel des Volkes, malte er den Esterhazykeller in Wien — Wochentag auf den Pariser Straßen — Sonntag im Tuileriengarten — Gottesdienst in der Buchenallee bei Kösen — die Sommerfrischler auf der Fahrt durch schöne Gegend im Eisenbahnwagen gähnend — die Badegäste zu Kissingen und Szenen aus dem Zoologischen Garten in Berlin.

Einmal hat sich der Hohenzollernmaler und Darsteller des preußischen Kriegsruhms auch von einer ganz anderen Seite gezeigt: „Die Aufbahrung der Märzgefallenen auf dem Gendarmenmarkt“ aus dem Jahre 1848 macht einen wahrhaft packenden Eindruck. Eine große Anzahl von Särgen in tiefstem Schwarz sind auf der Kirchentreppe aufgebahrt, im Vordergrund wird ein brauner Sarg durch die tief ergriffene Menge getragen, aus der sich die bunten Abzeichen der Studenten farbig herausheben. Die Bürgerwehr sorgt für Ordnung und treibt das Volk bis auf die Treppe des Schauspielhauses zurück. Die eigenartige Beleuchtung eines frischen Märztages ist überall auf dem Bilde, am Himmel wie auf der Erde, streng durchgeführt. Eine wunderbare, zugleich malerische und seelische Grundstimmung beherrscht das Ganze: es ist März, und es ist Revolutionsstimmung, aber die Stimmung nach dem Sturm, die Stimmung der Wehmut und der Versöhnlichkeit. Und zugleich ist etwas Großes in dieser Volksmenge ausgedrückt: ein jeder fühlt sich als ein ganzer Mann und zugleich als Glied eines Volkes, das mit schweren Opfern ein hohes Ziel erreicht hat. Es ist die Revolution von 1848. Unwillkürlich schweifen die Gedanken von diesem Bilde zu Rethels Totentanz zurück.

Gleichviel welchen Stoff er aufgriff, gleichviel welcher Darstellungsmittel er sich bediente, ob er sich im Holzschnitt oder im Ölbild aussprach — Adolph Menzel war ein großer Phantasiekünstler, wie die Schwind, Böcklin, Thoma und Klinger, nur daß sich die Einbildungskraft des Norddeutschen weniger an poetischen als an geschichtlichen Vorstellungen nährte. Menzel ist uns der große Geschichtsmaler, und wir wollen ihm gegenwärtig erst recht dafür dankbar sein, daß er zwei bedeutende Abschnitte deutscher Geschichte, je das Zeitalter Friedrichs des Großen und Wilhelms I., in gleich hervorragenden Werken verherrlicht hat. Und Kaiser Wilhelm II., mit dem wir in Dingen der Kunstpolitik nicht immer einer Ansicht zu sein vermochten, pflegte seine Dankbarkeit Menzel gegenüber in jeder, oft recht sinniger und bisweilen geradezu rührender Weise zu bezeugen.

Neben dem grundgelehrten und phantasiegewaltigen Geschichtsdarsteller hat aber die außergewöhnlich reich, mannigfaltig und merkwürdig zusammengesetzte Persönlichkeit Menzels einen schlichten Wirklichkeitsdarsteller, einen Künstler schlechthin umfaßt, einen Maler lediglich um des Malens willen, und zwar zu allen Zeiten seiner Wirksamkeit von den vierziger Jahren des 19. bis ins 20. Jahrhundert herein. Dieser zweite Menzel gehörte der Moderne an. Mithin hat Menzel die alten sozusagen historischen Ideale der Kunst des 19. Jahrhunderts wie nur irgend jemand erfüllt, zugleich aber die neuen Probleme der Freilichtmalerei, die zu seiner Zeit in Paris die feinsten und fortgeschrittensten Geister beschäftigten und von dort aus die ganze Welt ergreifen sollten, in Angriff genommen. Darauf war er ursprünglich ganz selbständige und noch vor seinem ersten Aufenthalt in Paris gekommen, wie das wundervolle „Intérieur“ in der Berliner Nationalgalerie beweist, das von „1845“ datiert und dabei vollkommen modern empfunden und gemalt ist. Zehn Jahre später, 1855, unternahm Menzel dann allerdings einen ersten vierzehntägigen Ausflug nach Paris und ließ sich dort von den französischen



Abb. 268 Die Abreise König Wilhelms zur Armee am 31. Juli 1870 von Adolph Menzel
 Berlin, Nationalgalerie
 (Nach Photographie A. Schauer, Berlin)
 (Zu Seite 317)

Impressionisten anregen. Das impressionistische Gemälde „Erinnerung an das Théâtre Gymnase“ vom Jahre 1856 ist des ein klassisches Zeugnis.

Äußerst reizvoll sind ferner Menzels aus persönlicher Anteilnahme oder auch aus rein malerischen Absichten gemalte Bilder seiner Familienmitglieder, seiner Freunde (z. B. des Oberstabsarztes Puhlmann), seiner Wohnung, seiner Werkstatt, wie auch der trauten alten frühgotischen Klosterkirche, gegenwärtig noch eines der stimmungsvollsten Innenräume von ganz Berlin. In den Familienbildern gibt Menzel in unerreicht feiner Auffassung den zarten Reiz des schlichten und anspruchslosen, aber urbehaglichen und von geistigen Interessen erfüllten Altberliner Familienlebens wieder. Wir bringen hier das Bildnis von Frau Clara Schmidt von Knobelsdorff (Abb. 269) im weißen Kleid, rosa Schal, gelbem Schutenhut mit himmelblauen Bändern. In den Interieurs verfügt Menzel über eine seltene Fähigkeit, sowohl die räumliche Vertiefung als auch die in einem Raum webende Stimmung herauszuarbeiten. Malerisch von außerordentlicher Feinheit ist z. B. die rote Atelierwand, an der zwischen manch glänzendem und gleißendem Gerät und vielen Abgüssem männlicher Hände und Köpfe, unter denen man die Totenmaske Goethes erkennt, als Hauptstück der in vortrefflicher stofflicher Charakteristik durchgeföhrte Torso der Venus von Milo prangt. Herrlich sind auch die Aquarelle, die lediglich ein Stück Natur darstellen, gesehen durch ein Temperament, dazu häufig durch poetische Auffassung verklärt. Namentlich im bayerisch-tiroler Hochgebirge hat sich unser Altmeister zu derartigen duftigen Bildern in Wasserfarben anregen



Abb. 269 Frau Clara Schmidt von Knobelsdorf von Adolph Menzel Berlin, Nationalgalerie (Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München) (Zu Seite 319)

lassen: etwa ein Ausschnitt aus der Landschaft, im fröhlichsten, saftigsten Grün aller Abstufungen erglänzend, und mitten darin ein Bauernhaus mit frischgeweißten Wänden und schwarzbraunem Holzdach. — Aus einer Periode tiefster Dunkelmalerei, in der er gelegentlich an den jungen Rembrandt erinnert, hatte sich Menzel in den vierziger Jahren, in die eben auch jenes „Intérieur“ der Nationalgalerie fällt, zu sehr hellen Tönen hindurchgearbeitet, um später wieder zu einer dunkleren Palette und normaler Beleuchtung zurückzukehren. Auf der anderen Seite stimmte er auch seine Palette danach, ob er ein italienisches Straßenbild, eine oberbayerische Landschaft oder die Berliner Umgebung darstellte. Schon als junger Mann hat Menzel den Eisenbahnzug gemalt, der von Berlin her über das flache Land nach Potsdam fährt, und sein Besuch der Pariser Weltausstellung von 1867, wo er nicht nur mit seinem

französischen „alter ego“, mit Meissonier, sondern auch mit Courbet verkehrte, führte ihn zur Darstellung der arbeitenden Menschheit. So entstand sein Eisenwalzwerk (Abb. 270). „Der Schauplatz ist eine der großen Werkstätten für Eisenbahnschienen zu Königshütte in Oberschlesien. Die hochgezogenen Schiebwände lassen allseitig Tageslicht ein. Man blickt auf einen langen Walzenstrang, dessen erste Walze die aus dem Schweißofen geholte ‚Luppe‘ (das weißglühende Eisenstück) aufnehmen soll. Die beiden Arbeiter, welche dieselbe herangefahren haben, sind beschäftigt, durch Hochdrängen der Deichsel des Handwagens die Luppe unter die Walze zu befördern, während drei andere mit Sperrzangen sie in die gehörige Richtung zwängen... Links fährt ein Arbeiter einen Eisenblock, dem der Dampfhammer die Form gegeben, zum Verkühlen hinweg... Der Schichtwechsel steht bevor; während links im Mittelgrunde drei Arbeiter halbnackt beim Waschen sind, verzehren drei andere das Mittagsbrot, das ihnen ein junges Mädchen im Korb gebracht hat.“ Wie das Flötenkonzert, die Tafelrunde Marksteine deutscher Geschichtsmalerei, so ist das Eisenwalzwerk von 1875 ein ebenso hervorragendes Denkmal moderner deutscher Malerei schlechthin.

Es war nun in letzter Zeit üblich geworden, den Maler Menzel über den Geschichtsmaler Menzel zu stellen, ja bisweilen neigte man sogar der Anschauung zu, daß ihn hauptsächlich die Rücksicht aufs Publikum zur Geschichts- und Genremalerei geführt hätte. Wenn nun auch anzunehmen ist, daß er nicht Gegenstand so hoher Ehren und Auszeichnungen geworden, wäre er nicht Hohenzollerndarsteller gewesen, so darf man doch diese Seite seines Wesens beileibe nicht zu gering anschlagen! — Sie war ihm nach seinen eigenen Worten gerade so Herzenssache wie die reine Malerei an sich und ist von seiner gesamten geistigen Persönlichkeit schlechterdings untrennbar. Auf der anderen Seite war niemand zum Hohenzollerndarsteller so befähigt wie gerade er. Was bedeutet im letzten Grunde die ganze große Siegesallee neben Menzels Darstellungen aus der preußischen Geschichte?!

Jener Snobismus einzelner moderner Kunstschriftsteller aber kann nicht entschieden genug bekämpft werden. Er beruht auf einer ungeschichtlichen Auffassung, die alles über einen Leisten schlägt und, was nicht ins Schema paßt,

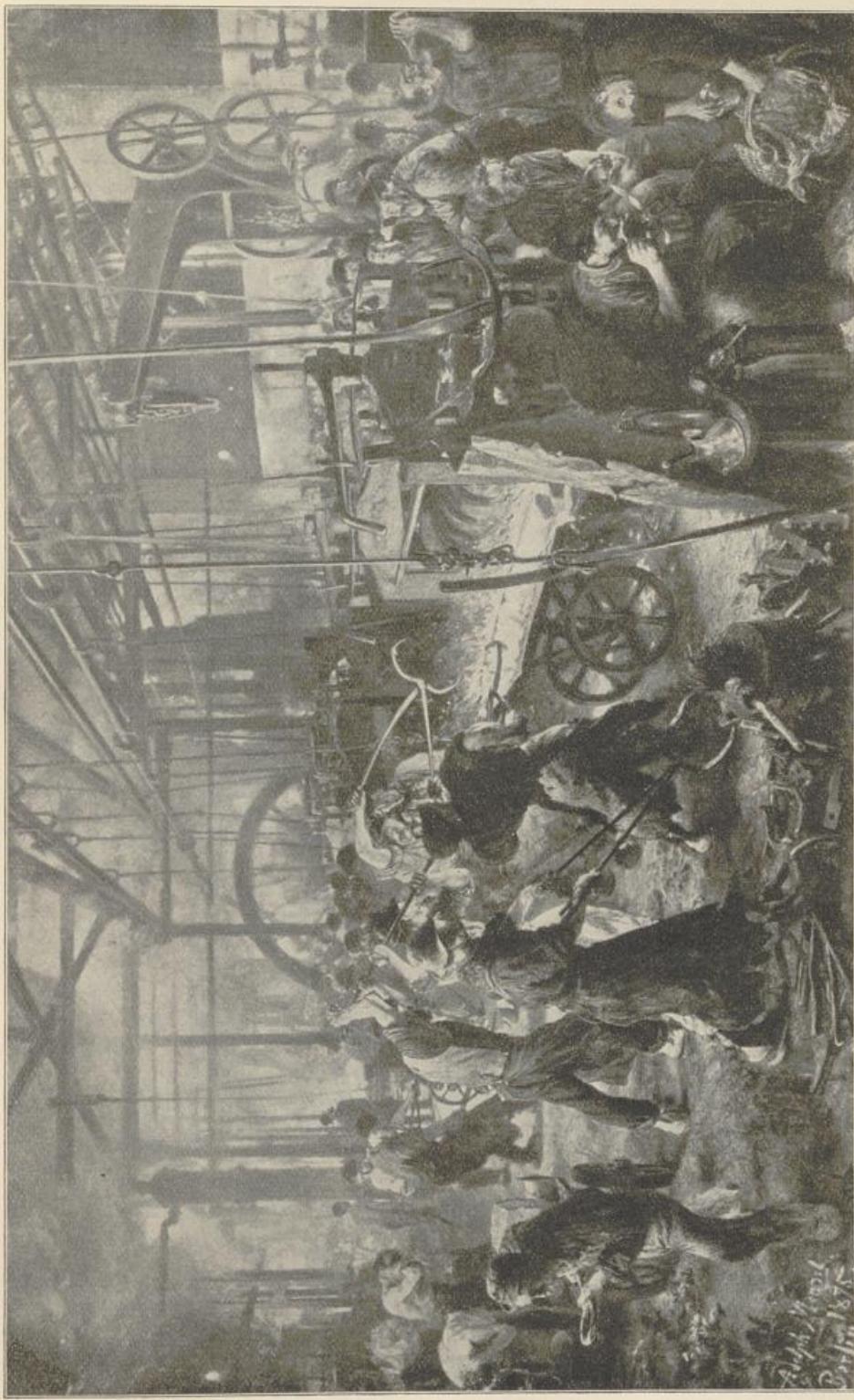


Abb. 270 Das Eisenwalzwerk von Adolph Menzel Berlin, Nationalgalerie
(Nach Photographie der Photogr. Gesellschaft, Berlin)

zurückweist. Weil wir uns um 1900 einer kräftig aufblühenden, Herzen und Sinne erquickenden Wirklichkeitskunst erfreuten, sollte alles andere nichts mehr gelten, sollte Menzel nur aus Berechnung Geschichtsbilder gemalt, Wilhelm Busch nur aus Not seine göttlichen Satiren gedichtet haben, ward alle dichterische Einbildungskraft in der bildenden Kunst verpönt! — Von der modernen französischen impressionistischen Malerei ward eine Theorie der Malerei überhaupt abgezogen und alles, was nicht damit übereinstimmte, kurzerhand als unkünstlerisch abgetan. Es war dies um so verwerflicher, als dadurch gerade gewisse Seiten der eigen-tümlichen Begabung des deutschen — des germanischen Geistes für nichts geachtet wurden: die dargestellten Gegenstände mit Gefühl zu durchdringen, eine reiche Erfindungsgabe an den Tag zu legen, ein inneres Schauen zu offenbaren! — Jene neuere Theorie mutet nicht weniger einseitig an, als etwa jene alte, die Kunst müsse moralischen Nutzen schaffen. Warum soll denn nicht auch in der Kunst jeder nach seiner Fasson selig werden dürfen?! — Diesen Maßstab auf Menzel angewandt, werden wir den Maler schlechthin in ihm verehren, darüber aber nicht den anderen Menzel, den Geschichtsmaler und Phantasiekünstler unterschätzen.

Die Mannigfaltigkeit im Schaffen dieses Mannes konnte nur von seiner Fruchtbarkeit übertroffen werden. Die Zahl seiner Ölgemälde, Aquarelle, Guaschen, Pastelle, Zeichnungen in Blei, Kreide oder mit der Feder, Steindrucke, Holzschnitte und Radierungen auf der großen Berliner Menzel-Ausstellung nach seinem Tode, welche die ganze Nationalgalerie einnahm, betrug 5699 Werke. Darunter war kein noch so kleines Blatt wertlos oder nichtssagend. Menzel war nicht nur bis in sein höchstes Alter tätig, sondern, was ungleich bewundernswerter ist, er verarbeitete unermüdlich neue Eindrücke! — So blieb er in Berlin auf der Straße stehen, um einem Droschkengaul irgend ein neues Motiv abzusehen und in sein Skizzenbuch einzutragen. Diese einzigartige Elastizität des großen kleinen Mannes — Menzel war eine Erscheinung von der Art Windthorsts und trug wie dieser ein mächtiges, von weißem Haar umrahmtes Haupt mit gewaltigen blauen Augen auf einem schmächtigen Zwergenkörper — versucht der Kunstschriftsteller Richard Muther aus dem Umstand herzuleiten, daß Menzel allezeit das Weib fremd geblieben sei. Er ist einsam, kinderlos und unvermählt, ohne Frauenliebe durchs Leben geschritten, stets einzige und allein seiner Kunst hingegaben. Ob wohl jemals ein Künstler so jeder Phrase, jeder Genialtuerie, jeder Geistreichelei abhold gewesen, so von Herzen schlicht und einfach — ob wohl jemals ein Mensch so von Grund aus gegen sich selbst und alle Welt ehrlich und treu gewesen ist wie gerade er? — Er hat sich der Kunst nicht wie Böcklin selbstherrlich erfreut, ihr vielmehr, einer hehren Göttin, in strengster Pflichterfüllung gedient. Dabei nahm Menzel verhältnismäßig wenig Einflüsse in sich auf und übte — selt-samerweise! — noch weniger Einfluß auf andere aus. Er ist still, in seine Arbeit vertieft, ohne rechts oder links zu schauen, sein Sträßlein entlang geschritten, das doch dem Wege der allgemeinen Entwicklung parallel lief. Wir aber haben in ihm einen unserer größten deutschen Künstler des gesamten 19. Jahrhunderts zu verehren, einen hervorragenden Maler, einen ausgezeichneten Aquarellisten, einen ebenso ausgezeichneten Steindruckkünstler, einen scharfen Psychologen, einen geistreichen Kulturhistoriker, einen wahrheitsliebenden Charakter und vor allem einen über alles Lob erhabenen Zeichner. Eine Jahrzehnte hindurch treu gepflegte Übung hatte ihm eine geradezu untrügliche Schärfe der Beobachtung und seinen Händen — mit der Rechten pflegte er zu malen, mit der Linken, das war seine Liebe, zu zeichnen — eine unfehlbare Sicherheit verliehen (vgl. die Kunstbeilage). Im Jahre 1905 hat dem nimmermüden Greis ein sanfter Tod den Stift aus der Hand genommen.



Studienkopf eines älteren Mannes mit weißem Vollbart
und vollem Kopfhaar von Adolf von Menzel

Bleistiftzeichnung, vom Künstler zur Veröffentlichung bestimmt

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.

